

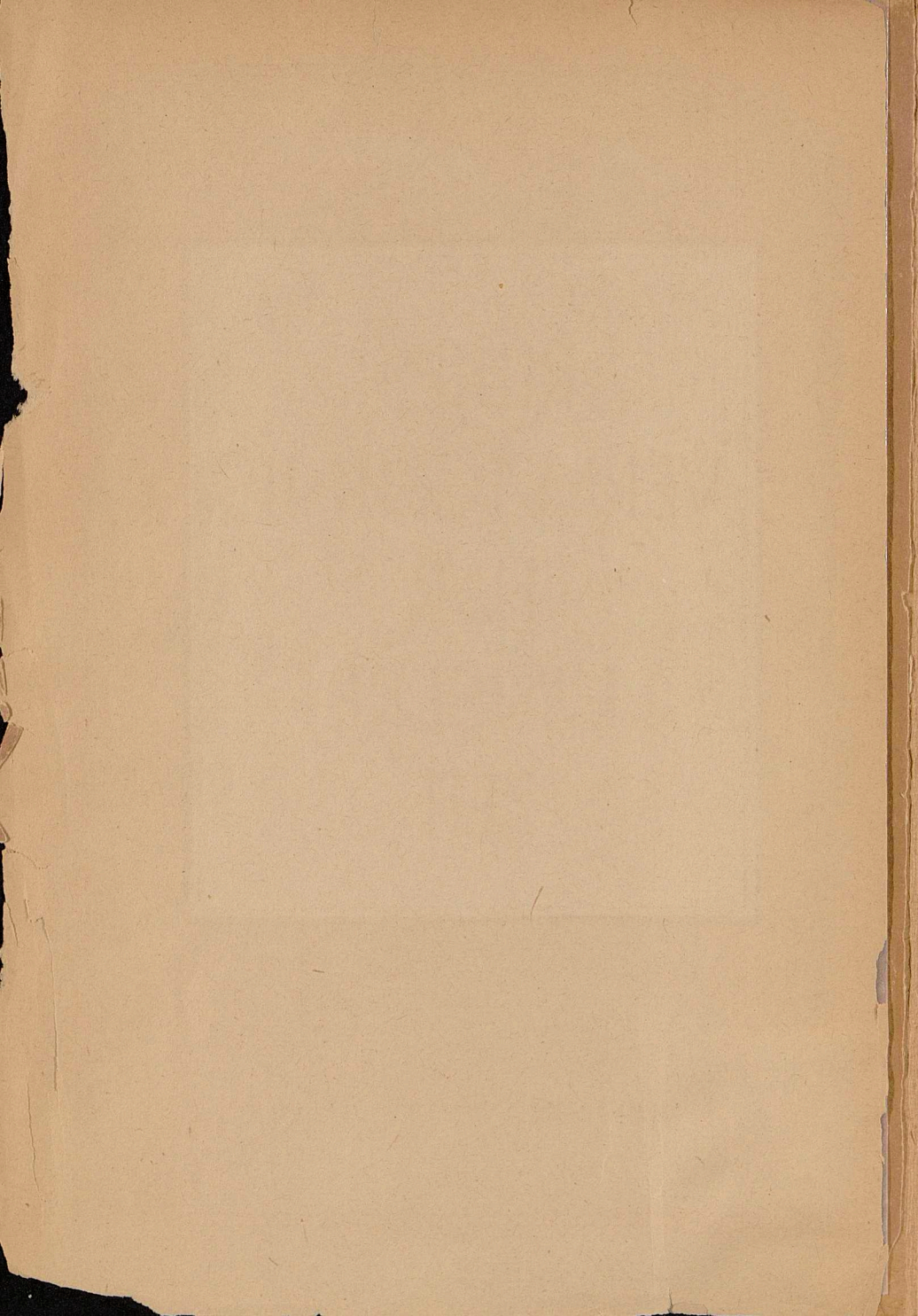
DIETER BASSERMANN

RILKES
VERMÄCHTNIS^E
FÜR^E
UNSERE
ZEIT



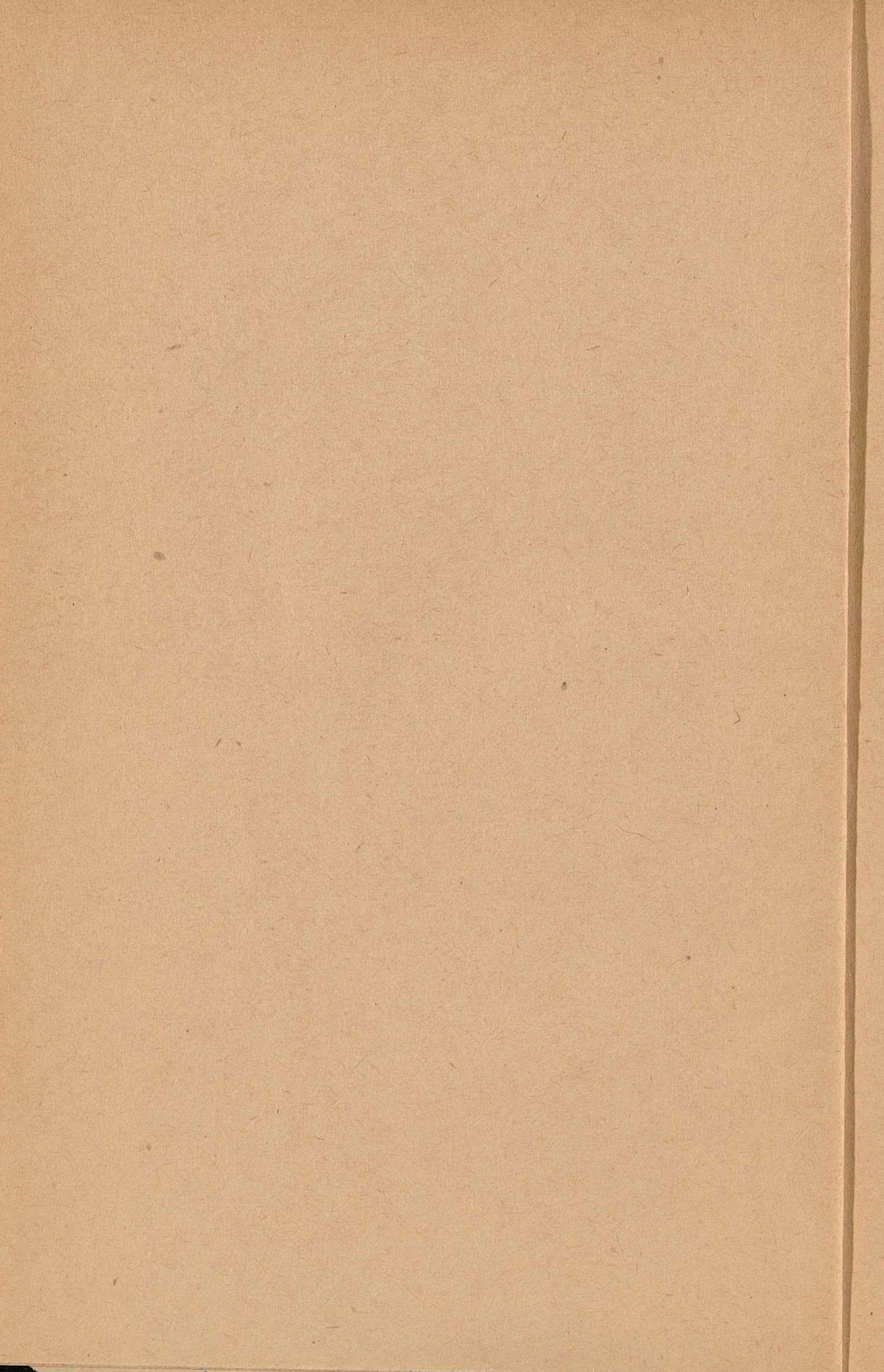
5
X
421

HERMANN HÜBENER VERLAG



▽ 5 X 421

b



DIETER BASSERMANN

RILKES VERMÄCHTNIS
FÜR UNSERE ZEIT

1947

HERMANN HÜBENER VERLAG
BERLIN UND BUXTEHUDE



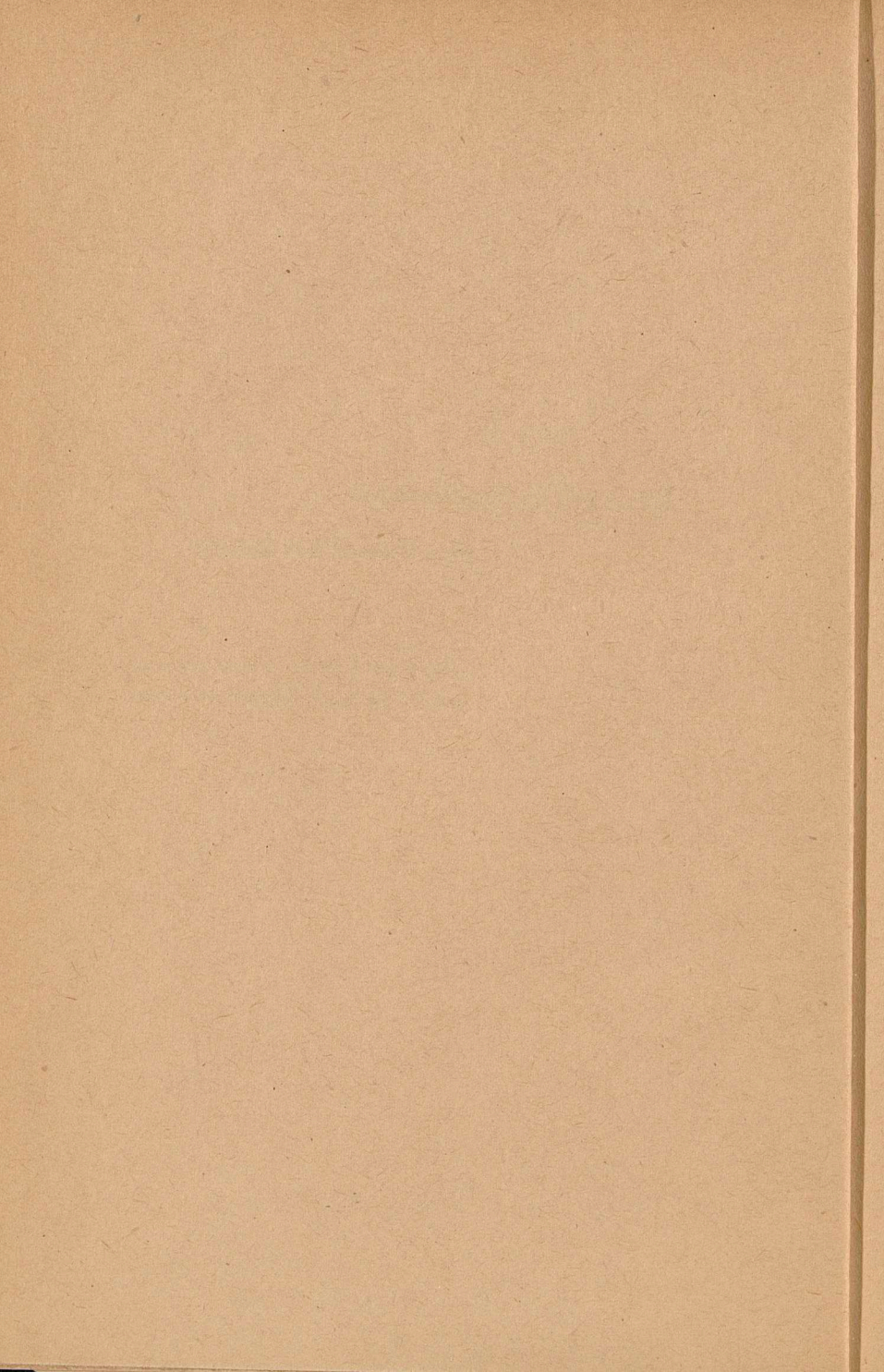
▽ 5 X 421

200

Dr. Arthur Muthmann

dem Freund und Berater

*„Was unser Geist der Wirrnis abgewinnt,
kommt irgendwann Lebendigem zugute . . .“*



Rilkes Vermächtnis für unsere Zeit

Aus der Kriegszeit 1914/18 ist ein Wort von Rilke überliefert, in dem sich seine ganze Verzweiflung über das Kriegsgeschehen offenbart, der er zeitweise kaum mehr Herr zu werden vermochte. Er soll damals zu einer Freundin gesagt haben: „Die Kunst ist überflüssig geworden; kann Kunst Wunden heilen? Kann sie dem Tod seine Bitterkeit nehmen? Sie stillt nicht die Verzweiflung, sie nährt nicht den Hungrigen. Sie kleidet nicht den Friedenden.“

Im Munde des Dichters, der sein ganzes Leben im lautersten Ernst der Kunst verschrieben hat, ist das ein furchtbares Wort. — Doch müssen wir uns nicht zugeben, dass wir im Lauf der Zeit in den furchtbaren Geschehnissen, die hinter uns liegen, selbst oft solche Anfechtungen hatten? Dass wir fragten, was denn Gedichte sollen in einer Zeit, in der wir, hineingestellt in kaum ertragbare Nöte, bis zum Aeussersten alle Kraft anspannen mussten, um überhaupt nur zu überstehen?

Doch dann betrafen wir uns dabei — vielleicht gerade dann, wenn die Not uns am gefährlichsten im Nacken sass —, dass wir Verse, die sich uns beim häufigeren Lesen eingepägt hatten, vor uns hinsprachen: profane Gebete, aus

deren Wortlauten und Sinnzusammenhängen uns eine merkwürdige Kraft zuströmte. Aus erinnernder und in die Zukunft gewandter Nachdenklichkeit sparte sich um diese geformten Worte ein Raum der Besinnung in uns aus, eine Stille der Andacht, in der wir, wie geschützt gegen das uns mit Vernichtung Bedrohende, zu uns selbst und unserm Eigentlichen fanden.

Das ist keine Entrückung in ein poetisches Traumland. — Natürlich gibt es das auch und mancher mag solche Entrückung als eine Entspannung erleben wie ein Narkotikum und wird sich nicht wundern dürfen, wenn es ihm, wie ein Rauschmittel, dann auch schlecht bekommt. Die Kunstwerke, in denen ein Kraftstrom wirkend ist, sind solche, in denen ein menschlicher Notstand und seine Ueberwindung sich verlaublichbart.

Auf einem Arbeitsblock aus dem Jahre 1922, auf dem auch die Entwürfe der späten „Duineser Elegien“ stehen, hat Rilke folgende Worte notiert: „Kunst kann nicht dadurch hilfreich sein, dass wir helfen wollen und uns um die Nöte der andern besonders bemühen, sondern insofern wir unsere eigenen Nöte leidenschaftlicher durchmachen, dem Ueberstehen einen vielleicht manchmal deutlicheren Sinn geben und uns die Mittel entwickeln, das Leiden und seine Ueberwindung deutlicher auszusprechen, als es denjenigen möglich ist, die die Kräfte an anderes zu wenden haben.“ — Das ist der Sinn und Gehalt von Rilkes reifem Werk, dass es Kunde gibt davon, dass einer seine eigenen Nöte leidenschaftlich durchgemacht hat und so dem Ueberstehen, dem Leiden und seiner Ueberwindung, vielleicht einen deutlicheren Sinn, auch für uns und unsere Nöte geben konnte.

Rilkes eigene Nöte, das heisst der Notstand, der sich in seinem Werk, in seiner Dichtung eingestaltet, verlaublichbart, ist keine private Angelegenheit — es ist die heroische Wortgewordenheit jener Erschütterung im Kosmos, die man als ‚Leben‘ bezeichnet. In ihm wurde das Sein und das Dasein zum Manifestwerden der Vergänglichkeit des irdischen Lebensgeschehens, des Erleidnisses des irdischen Lebendseinmüssens

an sich. Religionen und Philosophien sind Flucht vor der unertragbaren Schwerheit und dem Vergänglichnischarakter des Phänomens des Lebendigen. Dem aber stellt sich Rilke, — und in diesem Nichtausweichen wurde sein Leben zu einem erschütternden Ringen um seine Eigentlichkeit, das uns in den Wortwerdungen im Gedicht tiefe Einblicke eröffnet, in das, was es heisst, Mensch zu sein. Rilke beim Wort genommen, heisst: dem Leben selbst sein Walten ablauschen. Sein Werk ist der Versuch, das Leben selbst als Erfahrung in Form eingehen zu lassen, als dem Anbeginn einer ersten Innewerdung der Menschheit ihrer selbst, eben als Menschheit. — So ist das „Requiem auf Kalkreuth“ wie eine tatsächlich erste menschliche Stimme aus dem Inferno: „Wer spricht von Siegen. Ueberstehen ist alles.“

In seiner grandiosen Aufrichtigkeit ist Rilke ein grosses Vorbild. Sein Kampf bedeutet für jeden, der sich ihm naht, eine Reinigung und verhilft in zahllosen Unsicherheiten, denen wir in unserem Leben ausgesetzt sind, wirklich zu Verpflichtung.

Diese Sicht auf sein Werk — nicht die Schönheit und der Reiz einzelner Gedichte, nicht der Wunsch, das oder jenes zu geniessen, sondern die Bereitschaft, uns von der Unbedingtheit seines Ernstes anrühren und verpflichten zu lassen — berechtigt uns, das Werk Rilkes in die Mitte unserer Betrachtung zu stellen.

In diesem Werk ist aus intuitivem Welterfassen und aus unbeeirrter Wahrhaftigkeit zu eigenem Erleben eine gewaltige Gedankenwelt an der Grenze des Sagbaren Wort geworden. Es kann nicht unsere Absicht sein, in einer kurzen Stunde einen Ueberblick über das Ganze zu bekommen, aber wir wollen uns bemühen, von dem mächtigen Umkreis der vielfältigen äusseren Erscheinung her, einen Weg nach der inneren Mitte dieses Erscheinenden zu suchen, um so zu erfahren, von welchen Mächten und Kräften, von welchen zentralen Erlebnissen her alle Aussagen Rilkes bestimmt sind und unter welcher Blickrichtung wir seine Werke, wenn wir mit ihnen umgehen, auffassen müssen.

Rainer Maria Rilke ist geboren am 4. Dezember 1875 und ist gestorben, einundfünfzigjährig, am 29. Dezember 1926. Er gehört also zum Jahrgang der heute Siebzigjährigen. Seine ersten Gedichte hat er als Achtzehnjähriger 1894 veröffentlicht; dann erschienen zunächst Jahr um Jahr schmale Bändchen Jugendliryk, Novellen und Dramen, bis diese erste Schaffensperiode im Jahre 1899 mit den Gedichten „Mir zur Feier“ ihren Abschluss fand.

Er hat später oft betont, wie gründlich er diese frühen Produktionen ablehnt. „Aeussere Umstände tragen die Schuld“, schreibt er einmal, „dass ich damals weder redlich bemüht, noch eigentlich wahr zu sein vermochte. Ich finde selbst in den Büchern, die jetzt unter dem Namen der ersten und frühen Gedichte gehen, beschämend viele Spuren kindischer Unredlichkeit. — Mir fiel der Vorwurf ein, den mir Stefan George (etwa 1899 bei unserer einzigen Begegnung in Florenz) so ausdrücklich vorzuhalten für gut fand, dass ich zu früh veröffentlicht habe. Wie sehr, sehr recht hatte er damit.“ — Wir müssen uns gegenwärtig halten, dass in weiten Kreisen von Rilke-Verehrern es gerade diese „frühen“ Gedichte sind, die seinen Ruhm und seine Beliebtheit ausmachen. Auch das Büchlein, das ihm so überraschend zu einer plötzlichen Popularität verhalf und das heute für viele das einzige ist, das sie von ihm kennen, „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“, ist im Jahre 1899 entstanden, und später betont er immer wieder, dass dieses Werk ihm nicht nahesteht. — „In einer Nacht, einer Herbstnacht vor fünfundzwanzig Jahren hingeschrieben, stellt diese Arbeit nicht viel mehr vor als eine Improvisation; sie bestünde schlecht vor meinem heutigen Urteil. — Der ‚Cornet‘ hat, wenn man ihm ein Gutes zugeben will, eine eigentümliche Bewegtheit für sich, eine Unaufhaltsamkeit im Hin- und Vorübergehen seiner Rhythmen —: das möchte sein einziger Vorzug sein . . . dieser Drang, dieser Zug, dieser eine grosse fliegende Atem vom Anfang zum Ende.“ Damals, 1924, als er diesen Brief schrieb, hat er sich dann doch bereit gefunden, einem jungen Mädchen auf seine Bitte in ein Exemplar des

„Cornet“ ein paar Verszeilen einzuschreiben, die allerdings der distanzierenden Haltung in gleicher Weise wie die Briefstelle Ausdruck geben:

„Es muss wohl sein, dass jugendlicher Schwung
zu Jugend spricht . . . Da ich in einer Nacht
(wie lang ist's her!) vom Nachtwind angefacht
aufglühte so, dass dieses Lied von Schlacht
und Lust und Mut und Untergang
aus meinem Blut in seine Gussform sprang —:
wie war ich jung!
Und nun seid ihr's. Oh seid's! O seid's!
Ohne Bedenken, ohne Geiz.
Ich bin es noch. Und bin sogar noch Kind.
Fühlende bleiben, was sie fühlend sind.“

Im Innesein der Unvergänglichkeit alles wirklich einmal Erlebten beschwört er, an Hand des „Cornet“, die eigene Jugend und Kindheit als etwas immer Gegenwärtiges, und so wird das zur Brücke für die Bitte des Mädchens, ihr das Büchlein zuzueignen.

Als der „Cornet“ während des Krieges mehrmals melodramatisch komponiert und jedesmal mit ungeheurem Erfolg aufgeführt wurde, verstieg sich Rilke gelegentlich zu dem komischen Stosseufzer, wie doch der junge Cornet sich zu solch einem säbelrasselnden Feldwebel ausgewachsen habe.

Im Frühjahr 1898 ist Rilke in Florenz, 1899 und 1900 war er je mehrere Monate in Russland. Das sind entscheidende Ereignisse für seine gründliche Wandlung ins Wesentliche. 1902 kommt er nach Paris und erfährt dort den mächtigen Einfluss Rodins, und in dieser Freundschaft — man kann fast sagen Jüngerschaft — glückt das merkwürdige Paradox, dass an dem Vorbild des Bildhauers der Dichter lernte, Verse zu meißeln, Prosa zu schmieden. An der männlichen Naturkraft Rodins hat der übersensitive Lyriker erfahren, sich zusammenzuhalten, sich auf das Wesentliche zu verdichten und in unbeirrter Konzentration seines Handwerks, der vollkommenen Sprachbeherrschung, Herr zu werden. In der

Zeit, in der er mit Rodin umging, reifte der Jüngling zum Mann, der sich verantwortlich seines Auftrags als Künstler bewusst wurde.

Damals entstand das „Buch der Bilder“ (erschienen 1902), das „Stundenbuch“ (geschrieben 1899, 1902 und 1903; erschienen 1905), die „Neuen Gedichte“, die 1907 und 1908 erschienen sind, und schliesslich die beiden Requiems auf Kalkreuth und Paula Becker-Modersohn (erschienen 1909). — Daneben geht die Entstehung des Prosawerks „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ — Niederschlag seiner inneren Entwicklungsgeschichte —, die er begonnen hat im Frühjahr 1904 und die 1910 beendet und alsbald veröffentlicht wurden. Nach dem „Malte Laurids Brigge“ setzt eine Schweigepause ein. Sie währt bis zum Jahre 1922, also zwölf Jahre, eben der Zeit, in der er als Mann von fünfunddreissig bis siebenundvierzig Jahren auf der Höhe seiner Kraft und Leistungsfähigkeit hätte stehen sollen.

Dieses Verstummen auf der Höhe seines Lebens erlebte Rilke als furchtbare Demütigung, als einen kaum ertragbaren Notstand. So schreibt er einmal: „Mit einer Art Beschämung denke ich an meine beste Pariser Zeit, die der ‚Neuen Gedichte‘, da ich nichts und niemand erwartete und die ganze Welt mir immer mehr nur noch als Aufgabe entgegenströmte und ich klar und sicher mit purer Leistung antwortete. . . . Wie ist es möglich, dass ich jetzt, vorbereitet und zum Ausdruck erzogen, eigentlich ohne Berufung bleibe, überzählig.“

Wahrscheinlich hat Rilke nie, auch später nicht, ganz begriffen, dass dieses ihm auferlegte Schweigen, das ihm so unertragbar war, der langsame, schwierige und langwierige Vorgang einer Reifung war, tief eingebettet in die, bergende Schicht des Verstummens, — der Vorgang, in dem ihm das, was ihm zu erleben auferlegt war, erst allmählich sagbar werden sollte.

Die Aufzeichnungen des „Malte Laurids Brigge“ waren ein unbeschreiblicher Abschnitt in seinem Leben, — sie bedeuten gleichzeitig den Abschluss seiner jugendlichen Epoche

und waren in den Gehalten, die sich ihm darin auferlegten, ein übermenschlich grosser Auftrag, den zu leisten er die besten Kräfte seiner besten Lebensjahre voll einsetzen musste.

Das geheime Thema der Aufzeichnungen bezeichnet er zu Anfang des Buches, dort, wo es heisst: „Ich lerne sehen. Ich weiss nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war. Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste. Alles geht jetzt dorthin. Ich weiss nicht, was dort geschieht.“

Das Prosawerk ist der Versuch, aufzudecken, was in den tiefen Schichten seines Bewusstseins, die sich ihm neu erschlossen hatten, mit seinem Erleben geschieht.

Später, im Jahre 1921, versucht er in einem Brief an einen protestantischen Geistlichen eine Deutung des „Malte Laurids Brigge“. Da heisst es: „Die Aufzeichnungen enthalten eine an der Figur eines jungen Dänen aufgewiesene Abrechnung mit den eigentlichen Unlösbarkeiten des inneren Daseins. Paris, — das die Sichtbarkeit alles Erlebbaren steigert und Himmel und Hölle beschwört, wo ein anderes Milieu nur eben Annehmliches oder Lästiges zu bieten hat, — Paris ist der Hintergrund dieser in jedem Augenblick am eigenen Untergang geprüften Existenz . . . Auch in diesem Buch wird die Frömmigkeit Ihnen unverständlich und, wie ich fürchten muss, anstössig sein. Mir bleibt dann freilich nichts übrig als zu versichern, dass ich — so sehr ich auch über sie hinaus allmählich mich zusammenzufassen hoffe —, auch heute noch die Verfassungen dieses vereinsamten jungen Menschen begreife und mit ihnen die ganze vorläufig noch bestehende Hoffnungslosigkeit alles Menschlichen.“

Ein andermal, im November 1915, schreibt er: „Was im ‚Malte Laurids Brigge‘ ausgesprochen eingelitten steht, das ist ja eigentlich nur dies, mit allen Mitteln und immer wieder von vorn und an allen Beweisen dies: Dies, wie ist es möglich zu leben, wenn doch die Elemente dieses Lebens uns völlig unfasslich sind? Wenn wir immerfort im Lieben unzulänglich, im Entschliessen unsicher und dem Tode gegenüber unfähig sind, wie ist es möglich da zu sein? Ich bin nicht

durchgekommen, in diesem unter den tiefsten inneren Verpflichtungen geleisteten Buch, mein ganzes Staunen auszuschreiben darüber, dass die Menschen seit Jahrtausenden mit Leben umgehen (von Gott gar nicht zu reden) und dabei diesen ersten unmittelbarsten, ja genau genommen einzigen Aufgaben . . . so neulänglich ratlos, so zwischen Schrecken und Ausrede, so armselig gegenüberstehen.“

Und noch ein andermal heisst es über den „Malte“: „Was Sie von Ihrem Leben sagen, dass sein schmerzlichstes Ereignis auch sein grösstes gewesen sei, das ist gewissermassen die geheime These dieser Aufzeichnungen. Vielleicht sogar hat dieser eingeborene Glaube sie entstehen lassen, die Gewissheit, dass das Grösste unseres Lebens, das, was es wertvoll, das, was es unsäglich macht, sich unserer schmerzlichen Erfahrungen bediene, damit es eindringe in unsere Seele . . . Gesegneter Augenblick unseres Lebens, da wir uns entscheiden, da wir uns verpflichten, mit allen unseren Kräften und unbeirrbar das zu lieben, was wir am meisten fürchten, weil es — an unseren Massen gemessen — uns allzusehr leiden gemacht hat. Glauben Sie mir, nach diesem einmal gefassten Entschluss wird auch das Wort ‚Trennung‘ — ‚Verlust‘ — nur ein jeden Sinnes entkleideter Name sein, — falls es nicht zur köstlichen Namenlosigkeit wird für eine unendliche Zahl von Entdeckungen, unbeschreiblichen Harmonien, unvorstellbaren Durchdringungen.“

In diesen Deutungen, die Rilke den „Aufzeichnungen“ gibt, deutet sich an, wie sich ihm, seitdem der „Malte“ für ihn zum Problemträger geworden war, alle bis dahin auch für ihn noch geltenden Wertungen umgewertet hatten. Die Sicherheit und die Heilversprechen, wie sie ihm Religionen, Philosophien und Weisheit anboten, waren sämtlich für ihn fragbar geworden. Den christlichen Vorstellungen war er entwachsen, und ebenso hatten die aus dem christlichen Denken abgeleiteten Philosophien und Weltanschauungen, sowie die darauf gegründeten Konventionen der bürgerlichen Gesittung und ihre moralischen Rechtfertigungen ihre bindende Kraft für ihn verloren. Seine Haltung im Religiösen, im Seelischen und im Geistigen ist grundsätzlich revolutionär.

In grossartiger Voraussetzungslosigkeit stellt er sich neuen Urfragen des Lebens im Sinne der menschlichen Eigentlichkeit, um in unbedingter Schicksalsbereitschaft dem Leben selbst seine Gesetze abzulauschen, die den Menschen auf den Wert seiner Menschenwürde verpflichten, um auf diese Weise unbeirrt sein eigenes Erleben in uneingeschränkter tapferer Zustimmung auf alle und jede Gefahr damit zu vertragen. Ohne anderen Schutz als die Würde seines Menschseins steht er den irrationalen Mächten des Lebens verantwortlich gegenüber.

Im Oktober 1918 — also im letzten Monat des damaligen Krieges — schreibt er gelegentlich eines Glückwunsches zu einer Heirat: „Ich habe mich alle die Jahre nicht gefragt, . . . wie sehr ich noch bei aller Trübsal, Wirrnis und Entstellung der Welt an die grossen, an die vollkommenen, weithin unerschöpflichen Möglichkeiten des Lebens glaube; Ihr Hochzeitstag sei mir ein Anlass, mich zu prüfen. Und da bekenne ich denn, dass ich das Leben für ein Ding von der unantastbarsten Köstlichkeit halte, und dass die Verknötung so vieler Verhängnisse und Entsetzlichkeiten, die Preisgebung so zahlloser Schicksale, alles, was uns diese letzten Jahre zu einem immer noch zunehmenden Schrecken unüberwindlich angewachsen ist: mich nicht irre machen kann an der Fülle und Güte und Zugeneigtheit des Daseins. Es hätte keinen Sinn, Ihnen mit Wünschen nahe zu kommen, wenn nicht vor allem Wunsch diese Ueberzeugung stünde, dass die Güter des Lebens rein und unverdorben und im Tiefsten begehrenswert aus Umsturz und Untergang hervorgehen.“

Ein andermal heisst es: „Man kann sich die Weiten und Möglichkeiten des Lebens gar nicht unerschöpflich genug denken: kein Schicksal, keine Absage, keine Not ist einfach aussichtslos; irgendwo kann das härteste Gestrüpp es zu Blättern bringen, zu einer Blüte, zu einer Frucht. Und irgendwo in Gottes äusserster Vorsehung wird auch schon ein Insekt sein, das aus dieser Blüte Reichtum trägt oder ein Hunger, dem diese Frucht willkommen ist. Und sollte sie bitter sein, so wird sie doch mindestens einem Auge erstaun-

lich gewesen sein und wird ihm Lust gemacht haben und Neugier nach Formen und Farben und Hervorbringungen des Dickichts; und sollte sie abfallen, so fällt sie in die Fülle des Künftigen und trägt noch im Verfall dazu bei, es reicher, bunter, drängender und wachsender zu machen.“

Solche unbeirrte Lebenszustimmung, die auch alle Nöte, selbst die schwersten und furchtbarsten des Schicksals bejaht und sich trotzdem nicht irremachen lässt an der Fülle und Güte und Zugeneigtheit des Daseins, wurde Rilke nicht leichterhand geschenkt. Die Jahre von 1910, der Veröffentlichung des „Malte“, bis 1922 — als ihm in einem unbegreiflichen Arbeitssturm die „Duineser Elegien“ und die „Sonette an Orpheus“ als die Krönung seines Werks gelangen — sind ein kämpferischer Gang durch ein furchtbares Inferno. Er hat in der Preisgegebenheit seines Lebens alle Hölle menschlichen Schicksals kennengelernt und in der fürchterlichen Not, die er erlitten, hat er in sich eine fruchtbare Religiosität entwickelt, einen Glauben an das Leben, an seinen Sinn und seine überpersönliche Gesetzlichkeit, der er — bis zu seinem Tod — ohne Einschränkung zustimmt.

In dem vorhin angeführten Brief an den Pfarrer über den „Malte“ fährt er fort: „Nie hat sich die Religion mehr ihrer inneren Demütigkeit begeben, nie ist sie anmassender geworden, als wo sie meint, trösten zu können. Das Einsehen unserer Trostlosigkeit wäre zugleich der Moment, wo jene eigentlich religiöse Produktivität einsetzen könnte, die allein zwar nicht zum Troste, aber zum redlichen Entbehrenkönnen aller Tröstung führt.“ — Die Schwere des Lebens ist so mächtig erfahren, dass sie ihm das Einsehen unserer Trostlosigkeit, unserer Untröstbarkeit beschert; aber in diesem Einsehen ist die Aufgabe gesehen, in der allein die religiöse Produktivität einsetzen kann, und nicht irgendein Trost ist ihr Ziel, sondern das redliche Entbehrenkönnen aller Tröstung.

Hier ist die Ausgangsstelle zu dem, was er abermals ein Jahr später, unmittelbar nach Beendigung der „Elegien“, dazu sagt: „Jenes Schwernehmen des Lebens . . . ist ja keine

Schwermütigkeit . . . jenes Schwernehmen will ja nichts sein, nicht wahr? als ein Nehmen nach dem wahren Gewicht, also ein Wahrnehmen.“ Und in einem andern Brief vom gleichen Tage heisst es, dass „jenes ‚Furchtbare‘ und dieses ‚Tröstliche‘ in meiner reiferen Leistung immer näher zusammenrücken, ja in mehr als einer Elegie mögen beide schon eines geworden sein, ein Einziges: das Wesentliche.“ — Noch ganz im Banne seiner Arbeit ist er durchdrungen von der Notwendigkeit, den unaufhebbaren Notstand des Lebendigen in seiner ganzen Schwere und Unausweichbarkeit zu erfassen als das Wesentliche und ihn so zu bejahen. „Keine Absage, nicht wahr?! keine Absage; oh, im Gegenteil, wieviel unendliche Zustimmung und immer noch Zustimmung zum Da-Sein!“

Das sind die Voraussetzungen, von denen er in einem Brief zur Erklärung der „Elegien“ an seinen polnischen Uebersetzer sagt, dass sie „im ‚Malte‘, konflikthaft zusammengezogen, ins Leben zurückschlagen und dort beinahe zum Beweis führen, dass dieses so ins Bodenlose gehängte Leben unmöglich sei. In den ‚Elegien‘ wird, aus den gleichen Gegebenheiten heraus, das Leben wieder möglich, ja es erfährt hier diejenige endgültige Bejahung, zu der es der junge Malte, obwohl auf dem richtigen Wege ‚de longues études‘ noch nicht führen konnte.“ — An den Gegebenheiten, an der ganzen vorläufig noch bestehenden Hoffnungslosigkeit alles Menschlichen, hat sich inzwischen nichts geändert; aber das Einsehen unserer Trostlosigkeit hat in der religiösen Produktivität der ungeheuren Notzeit, die Rilke durchlebt hat, ihn zum redlichen Entbehrenkönnen allen Trostes bereit gemacht, und so finden die gleichen Gegebenheiten, die zum Beweis führten, dass das Leben unmöglich sei, ihre endgültige Bejahung.

„Wehe denen, die getröstet sind!“ heisst es am Dreikönigstag 1923. „Aller Trost ist trübe“. — Hier wird die völlige unwiderrufliche Abwendung von den christlichen Vorstellungen sichtbar. — Wie weit diese Abwendung in seinem Leben zurückreicht, beweist sein aus Ronda an die Fürstin von Thurn und Taxis geschriebener Brief aus dem Jahre 1912: „Uebrigens müssen Sie wissen, Fürstin, ich bin seit

Cordoba von einer beinahe rabiaten Antichristlichkeit. Ich lese den Koran, er nimmt mir stellenweis eine Stimme an, in der ich so mit aller Kraft drinnen bin, wie der Wind in der Orgel. Hier meint man in einem christlichen Lande zu sein. Nun, auch hier ist's längst überstanden . . . Wirklich, man sollte sich länger nicht an diesen abgegessenen Tisch setzen und die Fingerschalen, die noch herumstehen, für Nahrung ausgeben. Die Frucht ist ausgesogen, da heisst es einfach, grob gesprochen, die Schalen ausspucken. Und da machen Protestanten und amerikanische Christen immer noch wieder einen Aufguss mit diesem Teeegrus, der zwei Jahrtausende gezogen hat. Mohammed war auf alle Fälle das Nächste; wie ein Fluss durch ein Urgebirg, bricht er sich durch zu dem einen Gott, mit dem sich so grossartig reden lässt jeden Morgen, ohne das Telephon ‚Christus‘, in das fortwährend hineingerufen wird: Holla, wer dort? — und niemand antwortet.“ Nie wieder später sind seine Aeusserungen über das Christentum von so blasphemischer Heftigkeit, der er sich in diesem Ausbruch überlässt; aber wo immer er sich zu diesen Fragen äussert, ist seine Haltung von der gleichen Unbedingtheit, dass sich nach Jahren noch wörtliche Anklänge an diese Formulierungen finden.

Grundsätzlich heisst es im Jahre 1922: „Mehr und mehr kommt das christliche Erleben ausser Betracht.“ — Im Elegienbrief warnt er, die Gedichte im christlichen Sinne zu deuten, „von dem ich mich immer leidenschaftlicher entferne“. — „Ich liebe nicht die christlichen Vorstellungen eines Jenseits“, schreibt er am 6. Januar 1923, „ich entferne mich von ihnen immer mehr, ohne natürlich daran zu denken, sie anzugreifen . . .“

Der Brief des jungen Arbeiters, der gleichzeitig mit den Elegien und Sonetten in ihrem grossen Atem geschrieben ist, in dem alle da und dort anklingenden Gedanken über das Christentum zusammengefasst sind, hebt an mit der Frage: „Wer, ja, — anders kann ich es jetzt nicht ausdrücken —, wer ist denn dieser Christus, der sich in alles hineinmischt?“ Und er schliesst mit den Worten: „Ich will mich nicht schlecht

machen lassen um Christi willen, sondern gut sein für Gott. Ich will nicht von vornherein als ein Sündiger angeredet sein, vielleicht bin ich es nicht. . . . Ich könnte mit Gott reden, ich brauche niemanden, der mir Briefe an ihn aufsetzen hilft.“

Es ist die Mittlergestalt Christi — „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“ — die Rilkes religiöser Haltung von Grund aus widerspricht. So schreibt er an Pfarrer Zimmermann: „Ich konnte und wollte, scheint mir, nie verhehlen, dass ich anders fühle und erlebe. Von weiter Zukunft her gesehen wird die christliche Einstellung, das grosse christliche Ereignis, gewiss immer als einer der wunderbarsten Versuche erscheinen, den Weg zu Gott offen zu halten, dass es der glücklichste Versuch sein möchte, das zu beweisen, wären wir und unsere Zeitgenossen leider nicht durchaus befähigt; denn das Christliche ist fortwährend, vor unseren Augen, ausserstand, den Uebergewichten der Not die reinen Gegengewichte zu stellen . . . Mir persönlich stehen alle jene Religionen näher, in denen der Mittler weniger wesentlich oder fast ausgeschaltet erscheint. Ihn, wenn ich mich so ausdrücken darf, ‚leitend‘ zu erhalten, ist mehr und mehr Mühe und Leistung des christlichen Gemüts geworden; der schwierige Weg wird zum Aufenthalt und manche Kraft, die sich gern in Gott hinüberwürfe, verspätet und verbraucht sich im Unterwegs.“

Das gleiche heisst im Arbeiterbrief: „Einmal habe ich den Koran zu lesen versucht, ich bin nicht weit gekommen; aber soviel verstand ich, da ist wieder so ein mächtiger Zeigefinger und Gott steht am Ende seiner Richtung, in einem ewigen Aufgang begriffen, in einem Osten, der nie alle wird. Christus hat sicher dasselbe gewollt. Zeigen. Aber die Menschen hier sind wie die Hunde gewesen, die keinen Zeigefinger verstehen und meinen, sie sollten nach der Hand schnappen. Statt vom Kreuzweg aus, wo nun der Wegweiser hoch aufgerichtet war in die Nacht der Opferung hinein, statt von diesem Kreuzweg weiterzugehen, hat sich die Christlichkeit dort angesiedelt und behauptet, dort in Christus zu wohnen . . . Sie haben aus dem Christlichen ein Metier gemacht, eine bürgerliche Beschäftigung . . .“

Vom Gleichen handelt ein Brief aus dem Jahre 1923: „Die Anschauung, sündig zu sein und des Loskaufs zu bedürfen als Voraussetzung zu Gott, widersteht immer mehr einem Herzen, das die Erde begriffen hat. Nicht die Sündhaftigkeit und der Irrtum im Irdischen, im Gegenteil, seine reine Natur wird zum wesentlichen Bewusstsein. Die Sünde ist gewiss der wunderbarste Umweg zu Gott —, aber warum sollten die auf Wanderschaft gehen, die ihn nie verlassen haben? Die starke, innerlich bebende Brücke des Mittlers hat nur Sinn, wo der Abgrund zugegeben wird zwischen Gott und uns —; aber eben dieser Abgrund ist voll vom Dunkel Gottes, und wo ihn einer erfährt, so steige er hinab und heule drin (das ist nötiger als ihn überschreiten).“

Im Durchdringensein vom Rechtsein des Irdischen und seiner reinen Natur ist für die Anschauung, sündig zu sein und des Loskaufs durch einen Mittler zu bedürfen, — ist für die Grundvoraussetzung des Christentums, die Erbsündigkeit des Menschen, kein Raum. Mit der Erbsünde entfällt aber die Notwendigkeit, ja die Möglichkeit einer Erlösung. Die Erlösung durch Christus von den Leiden dieses Lebens ist jedoch die Substanz des von der christlichen Religion gespendeten Trostes. Nie, sagt Rilke, habe die Religion sich mehr ihrer Demütigkeit begeben, nie sei sie anmassender geworden, als wo sie meint, trösten zu können.

Die Anmassung, trösten zu können, die die Trostsüchtigkeit des Menschen in der Not seines Lebens ausnützt, setzt den Abgrund des Leids und der Not voraus, der den Menschen um seiner Sündhaftigkeit willen von Gott trennt, als sei Leid und Not das Widergöttliche in der von Gott geschaffenen Welt. Dieser Abgrund aber „ist voll vom Dunkel Gottes und wo ihn einer erfährt, da steige er hinab und heule drin. Das ist nötiger als ihn überschreiten.“

Von diesem Abgrund, der voll vom Dunkel Gottes ist, von dieser Fülle des Leids, die von der reinen Natur des Irdischen nicht zu sondern ist, wird es später heissen, dass der Gott der Vollzähligkeit dafür sorgen wird, dass die Bettler und die Zwerge, die Bresthaften und die Nothaften des Lebens nicht aussterben. So schreibt er: „In einer Welt,

die das Göttliche in eine Art Anonymität aufzulösen versucht, musste jene humanitäre Ueberschätzung Platz greifen, die von der menschlichen Hilfe erwartet, was sie nicht geben kann. Und göttliche Güte ist so unbeschreiblich an göttliche Härte gebunden, dass eine Zeit, die jene (die göttliche Güte), der Vorsehung vorweg, auszuteilen unternimmt, zugleich auch die ältesten Vorräte der Grausamkeit unter die Menschen reisst. (Wir haben's erlebt.)“ — Das gleiche meint der Arbeiterbrief dort, wo er von den Kirchen in Südfrankreich erzählt, die er gesehen: „Am schönsten war es, wenn ein Glasfenster vor uns war, eines von diesen alten Bilderfenstern mit vielen Abteilungen, jede ganz angefüllt mit Figuren, grossen Menschen und kleinen Türmen, und allen möglichen Ereignissen. Nichts ist dafür zu fremd gewesen. . . . Es ist ja überhaupt alles in den alten Kirchen, gar keine Scheu vor etwas, wie in den neuen, wo gewissermassen nur die guten Beispiele vorkommen. — Hier ist auch das Arge und das Böse und das Fürchterliche; das Verkrüppelte, das, was in Not ist, das, was hässlich ist, und das Unrecht; und man möchte sagen, dass es irgendwie geliebt sei um Gottes willen.“ — „Das Leben, und wir kennen nichts ausser ihm — ist es nicht furchtbar?“ steht in einem Brief. — Der ganze Abgrund menschlicher Not ist: Gottes. Das ist die ganze vorläufige Hoffnungslosigkeit des Menschlichen, unsere Tröstlosigkeit, über die keine innerlich bebende Brücke eines Mittlers hinüberführt zu einem jenseitigen Gott, zu einer ewigen Seligkeit. In diesen Abgrund gilt es hinabzusteigen und drin zu wohnen. Erst zu dem, dem auch der Abgrund ein Wohnort war, kehren die vorausgeschickten Himmel um. . . .“ Dass dieser Abgrund dazugehört zu der göltigen Ganzheit des Lebendigen, das gilt es einzusehen, so, dass es zum redlichen Entbehrenkönnen aller Tröstung führt. Diese Leistung des Herzens, die auch diesem Abgrund an Not noch gewachsen ist, meint die religiöse Produktivität, die in der Anerkennung des Wirklichen zu der unmittelbaren Gotteserfahrung kommen kann, von der es im Arbeiterbrief heisst: „Wenn ich sage ‚Gott‘, so ist das eine grosse nie erlernte Ueberzeugung.“

Rilke, der früher den Namen Gottes in ständiger Anrufung so überschwänglich im Munde führte, kann nun sagen: „So nannte ich ihn damals auch, den über mich hereingebrochenen Gott und lebte lange im Vorraum seines Namens, auf den Knien . . . Jetzt würdest Du mich ihn kaum je nennen hören, es ist eine unbeschreibliche Diskretion zwischen uns . . .“ — Das gleiche sagt ein anderer Brief: „Gott zu erwähnen war nicht nötig, es bereitet mir jetzt oft eine unsägliche Genugtuung, ihn zu schonen, von etwas ganz Bewegendem zu handeln und ihn doch nicht zu bemühen . . . Sein Name in allen Sprachen hat etwas unbeschreiblich Verschweigbares.“ — In diesem Verschweigen lebt etwas von der Ehrfurcht: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht zu Unnutzen im Munde führen!“

Eine Formulierung des Gottesbegriffes hat Rilke später nicht mehr gegeben. Der letzte Versuch solcher Zusammenfassung steht im „Malte“, dort, wo es heisst: „ . . . dass Gott nur eine Richtung der Liebe ist, kein Liebesgegenstand. Wusste sie nicht, dass keine Gegenliebe von ihm zu fürchten war?“ — An dieser Tatsache, dass von Gott keine Gegenliebe zu fürchten — dass keine zu hoffen war, geht Malte zugrunde. Da er ganz bis zuletzt diese Hoffnung nicht aufgab, war sein Leben in der ganzen Hoffnungslosigkeit des Menschlichen ins Bodenlose gehängt. — Die Tatsache der ungeheuren Not, für die es keinen Trost, keine Hoffnung gibt, ist der Grund des Notstandes, den Rilke in der Zeit nach dem „Malte“ erlebt hat. Dann aber, in den „Elegien“, wird aus den gleichen Gegebenheiten heraus das Leben wieder möglich, ja es erfährt seine endgültige Bejahung, indem sich Lebensbejahung und Todesbejahung als eines erweisen.

Die Not des Lebendigen einbeziehen in die Ganzheit des Lebens, den Abgrund des Leids anerkennen als voll vom Dunkel Gottes, einsehen, dass Tod und Vernichtung, Schwinden, Entzug und Entbehrung nicht das Widergöttliche ist, sondern das Leben selbst, erfüllt von der Immanenz Gottes, dessen Güte so unbeschreiblich an Härte gebunden ist, — das ist das Einsehen unserer Trostlosigkeit, in dem die eigent-

lich religiöse Produktivität einsetzen kann, die Mittel im Gemüt zu entwickeln, sich zu vertragen mit der völligen unmaskierten Grausamkeit des Lebensvorganges. „Die Identität von Furchtbarkeit und Seligkeit zu erweisen, dieser zwei Gesichter an demselben göttlichen Haupt, ja des einzigen Gesichts, das sich nur so oder so darstellt, je nach der Entfernung, aus der oder der Verfassung, in der wir es wahrnehmen...“, das ist der Vorgang, in dem das Tröstliche und das Furchtbare zu einem Einzigem werden, zum Wesentlichen, in dem das Leben seine endgültige Bejahung erfahren kann.

In den damals neu entstandenen „Elegien“ wird Gott nur ein einziges Mal genannt, in der achten Elegie, wo es heisst: „Das freie Tier hat seinen Untergang stets hinter sich und vor sich Gott. Und wenn es geht, so geht's in Ewigkeit, so wie die Brunnen gehen.“

„Wo einmal Nähe war und Durchdringung“, schreibt er am 22. Februar 1923, „da spannen sich neue Fernen, so wie im Atom, das die neue Wissenschaft auch als ein Weltall im Kleinen begreift. Das Fassliche entgeht, verwandelt sich, statt des Besitzes erlernt man den Bezug und es entsteht eine Namenlosigkeit, die wieder bei Gott beginnen muss, um vollkommen und ohne Ausrede zu sein.“

Anstatt der Nähe und Durchdringung, die im „Stundenbuch“ waltete, auf das die Briefempfängerin sich berufen hatte, spannen sich neue Fernen des unendlichen Bezugs. Jetzt ist von Gott nur noch ausgesagt, dass das freie Tier ihn vor sich hat; doch geht es nicht auf Gott zu: — wenn es geht, so geht's in Ewigkeit als dem seinigen Raum —, „Das Gefühlserlebnis tritt zurück“, fährt der Brief fort, „hinter einer unendlichen Lust zu allem Fühlbaren . . .“, die Eigenschaften werden Gott, dem nicht mehr Sagbaren, abgenommen, fallen zurück an die Schöpfung, an Liebe und Tod . . .“

Er macht sich kein Bildnis noch irgendein Gleichnis von Gott, dem, als dem nicht mehr Sagbaren, die Eigenschaften abgenommen sind. Ohne Eigenschaften ist dieser Gott nicht mehr nach dem Menschenbild geschaffen; er hat nicht Men-

schenantlitz noch Menschenfühlen; er ist nicht mehr die Vatergestalt, die in sorgender oder zürnender Liebe über der Schöpfung wacht, dass sein Wille geschehe. Das Gefühls-erleben tritt zurück, — Gott ist nicht mehr Richtung der Liebe, er ist immanent den weiten sich spannenden Fernen des All. Er ist nicht der Gott eines irgendwie gearteten Pantheismus, der sich in der Kreatur der Schöpfung offenbart. — „Die ganze Kreatur, kommt mir vor, sagt dieses Wort (Gott) ohne Ueberlegung, wenn auch oft aus tiefer Nachdenklichkeit“, steht im Arbeiterbrief. Die Kreatur, die dieses Wort sagt, ist in unendlichem Bezug zu Gott, ist nicht mit Gott identisch. So ist es auch nicht Spinozas ‚deus sive natura‘, — wo einmal Nähe und Durchdringung war, spannen sich weite Fernen.

So ohne Eigenschaften, ohne Gestalt, Bild und Gleichnis, und dennoch die grosse nie erlernte Ueberzeugung, ist dieser Gott Ausdruck reinen nicht anthropomorphen Monotheismus, Sinn- und Wesenhaftigkeit aller Kreatur und kreatürlichen Schicksals, der Gott der Vollzähligkeit, der das Weltische durchwaltet, ohne Sorge, ohne Trost für die Hoffnungen menschlichen Wähnens in der schicksalhaften Not des Geschaffenen. — Sinngehalt kosmischen Geschehens im Rhythmus des Lebendigen.

So heisst es im letzten Brief an den Pfarrer Zimmermann: „Es ist in mir eine am Ende doch ganz unbeschreibliche Art und Leidenschaft, Gott zu erleben, die unbedingt dem Alten Testament näher steht, als der Messias; ja, wenn ich zugleich allgemein und wahr sein wollte, so müsste ich gestehen, es sei mir doch zeitlebens um nichts anderes zu tun, als in meinem Herzen diejenige Stelle zu entdecken und zu beleben, die mich instand setzen würde, in allen Tempeln der Erde mit der gleichen Berechtigung, mit dem gleichen Anschluss das jeweils Grösseste anzubeten.“

Das Erlebnis der Immanenz Gottes wird Ereignis durch seine Heimkehr ins Hiesige, in die von ihm durchwaltete Welt aus dem Jenseits ferner Himmel, in die die modernen Religionen ihn verdrängt haben, damit er von dorther ein

Trost sei in der Hoffnungslosigkeit irdischer Gottverlassenheit, die Hoffnung auf Erlösung von den Leiden dieser Erde in eine jenseitige Seligkeit. — „Welcher Wahnsinn, uns nach einem Jenseits abzulenken, wo wir hier von Aufgaben und Erwartungen und Zukünften umstellt sind. Welcher Betrug, Bilder hiesigen Entzückens zu entwenden, um sie hinter unserm Rücken an den Himmel zu verkaufen!“ So schreibt er im Arbeiterbrief; im Entwurf dazu (Erinnerung in Verhaeren) heisst es: „... das Vorurteil zu zerstören, dass die Erde schlecht sei, wo doch alle unsere Bilder des Himmels von ihr stammen.“ — „Diese zunehmende Ausbeutung des Lebens, ist sie nicht eine Folge der durch die Jahrhunderte fortgesetzten Entwertung des Hiesigen“, schreibt der Arbeiter.

Da mit dem hinausverdrängten Gott alle sogenannten höheren, die ewigen Werte, nach drüben verlegt waren, an den Himmel verkauft, musste das Leben selbst ganz unter dieser unendlichen Perspektive erlebt werden, in der es, als das Nur-Irdische, das Nur-Vergängliche, entwertet war gegenüber dem Himmlischen und dort Ewigen. Dem Wirklichen und Gegebenen war ein Ungegebenes, ein wahnhaft Erwünschtes als die höhere, die werthafere Wirklichkeit entgegengestellt. Im Entwurf des Arbeiterbriefs heisst es: „Das Unheil des Christlichen, das die Welt verdächtigt und schlecht gemacht hat, — bis die Findigsten sich sagen mussten: nun, wenn sie so schlecht ist, muss sie wenigstens dazu gut sein, dass wir sie ausnützen . . . schlecht ist der Gebrauch, den die Leute davon machen. Und warum gebrauchen sie sie so? Weil ihnen immer gesagt worden ist, dass hier höchstens das Bessere sei — das Gute sei anderswo und vollends das Herrliche!“

Der schlechte Gebrauch des von Gott verlassenem Irdischen, das ist der Trostmarkt der zehnten Elegie, der vergoldete Lärm, das platzende Denkmal, der gespenstige Jahrmarkt mit den Schaukeln der Freiheit, den Gauklern und Tauchern des Eifers, den Buden jeglicher Neugier, — diese grauenhafte Vision modernen, humanverbrämten Zivilisationstreibens. „Die herrlichen Ueberflüsse stürzen nur noch

als Eile vorbei aus dem wagrechten gelben Tag in die glänzend mit Licht übertriebene Nacht.“ Das ist das Gehabe in der Gottverlassenheit des Irdischen, das um des Himmels willen entwertet worden ist — „obwohl es“, fährt der Arbeiter fort „(ich kann es nicht anders denken) auf eine Kränkung Gottes hinauskommt, in dem uns hier Gewährten und Zugestandenen nicht ein, wenn wir es nur recht gebrauchen, vollkommen, bis an den Rand unserer Sinne uns Beglückendes zu sehen! Der rechte Gebrauch, das ist's. Das Hiesige recht in die Hand nehmen, herzlich liebevoll, erstaunend, als unser, vorläufig, Einziges: das ist zugleich, es gewöhnlich zu sagen, die grosse Gebrauchsanweisung Gottes . . .“

Schon im „Malte“ hatte es geheissen: „Ach so: ist es möglich zu glauben, man könnte einen Gott haben, ohne ihn zu gebrauchen?“ — Es handelt sich nicht um ein Glauben an Gott, um eine Bezogenheit des Gemüts auf ein Jenseitiges und Höheres, etwas Ausser- und Ueberirdisches, das dem Hiesigen erst Wert und Sinn verleiht — „der rechte Gebrauch das ist's“. Im Hier und Jetzt erlebt sich die Ewigkeit weltischen Geschehens im Hiesigen in seiner Einmaligkeit, unser vorläufig Einziges, wenn wir es nur recht in die Hand nehmen. „Glauben! Es gibt keinen, hätte ich fast gesagt. Es gibt nur — die Liebe. Die Forcierung des Herzens, das oder jenes für wahr zu halten, die man gewöhnlich Glauben nennt, hat keinen Sinn. Erst muss man Gott irgendwo finden, ihn erfahren, als so unendlich, so überaus, so ungeheuer vorhanden —, dann sei es Furcht, sei es Staunen, sei es Atemlosigkeit, sei es am Ende — Liebe, was man dann zu ihm fasst, darauf kommt es kaum mehr an . . .“ — „Das Gefühlserlebnis tritt zurück hinter einer unendlichen Lust zu allem Fühlbaren“, wird es ein Jahr später heissen. Die Schöpfung ist die Repräsentanz der alles durchwaltenden Polarität des Lebendigen, die zu erfahren, einzusehen, deren inne zu sein das Wesen der menschlichen Eigentlichkeit ausmacht.

Auf Notizzetteln aus vergangenen Jahren, die Rilke in einem Taschenbuch mit den ersten Niederschriften der Orpheus-Sonette verwahrt hat, findet sich ein erstaunliches

Bekenntnis: „ . . . darum hatte ich manchmal die Idee, es mit Gott ebenso zu machen, mitten in Gott zu sein, ein Heiliger zu werden. Als ob ich's nicht von vornherein ausgeschlossen hätte, da ich's nicht aus Liebe will, sondern aus Intensität . . . Ich habe meine Leidenschaft nicht in der Liebe, sondern im Einsehen . . . Auch meine Geduld ist nicht die Geduld der Liebe, sondern des Einsehens.“ Ob diese Intensität, diese Leidenschaft des Einsehens dann Furcht, Staunen, Atemlosigkeit oder am Ende Liebe sei — darauf kommt es kaum mehr an; es ist eine am Ende ganz unbeschreibliche Art und Leidenschaft, Gott zu erleben, das Hiesige recht in die Hand zu nehmen als unser vorläufig Einziges: in allem Geschehen, in allem Tun und Erleiden, im ewigen Rätsel des Lebendigen immer des Sinnes und Wesens des Weltgeschehens inne zu sein, wie es sich im Einmaligen manifestiert und als solches vergänglich vom Menschen erfahren wird, — das ist der immerwährend erlebte Gehalt einer tiefen Frömmigkeit; nicht einer Frömmigkeit, die sich als Gefühlsspannung in ein Jenseits selbst kostet und genießt, sondern die sich in Haltung und Handlung, im Wirklichen und Täglichen dauernd verwirklicht.

Ausdruck dieser der irdischen Welt unendlich zugekehrten Frömmigkeit ist das ekstatische Bekenntnis: „Hiersein ist herrlich“ (Siebente Elegie). Die Tatsache, als Lebendseiender das Leben zu erfahren, es mit aller Inbrunst einsehen in der ungeheuren Spannung seiner herrlichen Höhen und des furchtbaren Abgrunds — „nicht das Rühmen des Guten — das Ganze! Und dies: nicht mehr meinen, wo man bewundern sollte!“ (Erinnerung in Verhaeren).

Dieses Bekenntnis zum Hiersein erhält sein Gewicht und wird in der Waage gehalten durch das Innesein der mächtigen Verantwortung: „Einmal gewesen zu sein, wenn auch nur einmal: irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.“ (Neunte Elegie). — In der Nichtwiderrufbarkeit wird das Einmalige irdischen Lebensgeschehens in der Vergängnis des immerwährenden Schwindens dennoch zu der nie wieder aufhebbaren Wirklichkeit, wird mit Ewigkeitsgehalt durchtränkt,

in dem für den bewusst lebenden Menschen die ihn weit überrtreffende Verantwortung seinem Leben gegenüber beruht. Das Bewusstsein dieser einmaligen und nie wieder gegebenen Möglichkeit der Verwirklichung im ewigen Fluss des Weltengeschehens, die nur dieses eine Mal im Nu des Augenblicks von diesem einzigen Wesen durchzusetzen ist, wird begriffen als Auftrag der Erde: „So drängen wir uns und wollen es leisten“ (Neunte Elegie).

In einem späten Gedicht aus dem Jahre 1924 heisst es noch unbedingter, noch unerbittlicher: „Halten wir uns dem Wandel zwischen die Zähne, dass er uns völlig begreift in sein schauendes Haupt“. — In diesem Gedicht, das „Vergänglichkeit“ heisst, handelt es sich um den für den Menschen so schwer ertragbaren Vergänglichkeitscharakter des Phänomens des Lebendigen, das fortwährende Schwinden von allem, auch dem beständig irdisch Daseienden, in das der Mensch einbezogen, trotzdem der Immanenz der Ewigkeit des Lebens als solcher inne ist, und so auch im eigenen Schwinden, das sich im Wandel seiner selbst wie auch seiner Umwelt manifestiert, jenen Kern Unsterblichkeit seiner eigenen Wesenheit zu erfassen versucht, dessen er gewiss ist:

„Flugsand der Stunden. Leise fortwährende Schwindung
auch noch des glücklich gesegneten Baus.
Leben weht immer. Schon ragen ohne Verbindung
die nicht mehr tragenden Säulen heraus.

Aber Verfall: ist er trauriger als der Fontäne
Rückkehr zum Spiegel, den sie mit Schimmer bestaubt?
Halten wir uns dem Wandel zwischen die Zähne,
dass er uns völlig begreift in sein schauendes Haupt.“

Dasselbe hatten die Orpheus-Sonette „Wolle die Wandlung“ und „Sei allem Abschied voran“ ausgesprochen. Dabei ist das Wagnis des Seins auf jede Gefahr noch als transitiver Akt erfahren, der sich in der Begeisterung mitwirkenden Geschehens vollzieht. Nun, in dem späteren Gedicht ist das gleiche noch einen Hauch wagender in der Unbedingtheit

unerbittlicher Preisgabe in der Erprobung, was an ihm dran ist und was aus ihm wird, wenn er sich dem Wandel zwischen die Zähne hält, dass er ihn völlig begreift in sein schauendes Haupt.

Aus der gleichen Zeit stammt ein anderes Gedicht, das er als Widmung in den „Malte“ eingeschrieben hat:

„Wie die Natur die Wesen überlässt
dem Wagnis ihrer dumpfen Lust und keins
besonders schützt in Scholle und Geäst,
so sind auch wir dem Urgrund unseres Seins
nicht weiter lieb; es wagt uns. Nur dass wir
mehr noch als Pflanze oder Tier
mit diesem Wagnis gehen, es wollen, manchmal auch
wagender sind (und nicht aus Eigennutz),
als selbst das Leben ist, einen Hauch
wagender.“

Das Wagnis des bewussten Lebens auf alle und jede Gefahr ist das rückhaltlose Sichpreisgeben den inkommensurablen Bedingungen des Urgrunds unseres Seins und mit diesem Wagnis gehen.

„. . . Dies schafft uns, ausserhalb von Schutz,
ein Sichersein, dort, wo die Schwerkraft wirkt
der reinen Kräfte; was uns schliesslich birgt,
ist unser Schutzlossein und dass wir's so
ins Offene wandten, da wir's drohen sahen,
um es, im weitesten Umkreis irgendwo,
wo das Gesetz uns anrührt, zu bejahren.“

Damit ist dem Menschen durch seine Bewusstheit hindurch und mitten inne in seinem Schutzlossein — durch das Wollen des Wagnisses, das wagender ist als das Leben selbst — ein Sichersein bereitet, eine mögliche Geborgenheit im eigenen Schwergewicht, dort, wo die Schwerkraft wirkt der reinen Kräfte, um das Gesetz, wo es uns anrührt, zu bejahren.

Vor Jahren hatte Rilke in sein Taschenbuch notiert: „Das Opfer ist in der Welt! Was ist das Opfer? Ich meine, es ist nichts anderes als der grenzenlose, nirgends einschränkbare Entschluss eines Menschen zu seinen reinsten inneren Möglichkeiten“. — Das unwiderrufbare Einmal-gewesen-zu-sein, auf alle und jede Gefahr er selbst gewesen zu sein, um im Spiel der reinen Kräfte der Schwerkraft des eigenen Seins inne zu werden. Es waren hellsichtige Worte, die er damals schrieb: „Ich habe meine Leidenschaft nicht in der Liebe, sondern im Einsehen. Auch meine Geduld ist nicht die Geduld der Liebe, sondern des Einsehens.“

Das war die ungeheure Leistung der Jahre zwischen dem „Malte“ und den „Elegien“, im eigenen Notstand das ganze Verhängnis des Menschlichen durchzumachen und einzusehen in solcher Preisgegebenheit, dass er in den weitesten Umkreis geraten musste, wo die Schwerkraft der reinen Kräfte wirkt, auf dass er sich seiner eigenen Schwerkraft bewusst werde, die ihm im völligen Schutzlossein das Aufrechtbleiben ermöglicht, damit er in jeder Not und Gefahr fähig sei, das Gesetz, wo es ihn anrührt, zu bejahren.

Ein Rechenschaftgeben beim Rückblick auf das, was geschehen, sind andere Verse aus dem Jahre 1924:

„Was unser Geist der Wirrnis abgewinnt,
kommt irgendwann Lebendigem zugute;
wenn es auch manchmal nur Gedanken sind,
sie lösen sich in jenem grossen Blute,
das weiter rinnt
Und ist's Gefühl, wer weiss, wie weit es reicht,
und was es in den reinen Raum ergibt,
in dem ein kleines Mehr von Schwer und Leicht
Welten bewegt und einen Stern verschiebt.“ —

Er ist sich bewusst seines Auftrags als Dichter, das, was er erlebt, das, was er erlitten hat, auszusagen, und er ist voller Vertrauen, dass das, was unser Geist der Wirrnis abgewinnt, irgendwann Lebendigem zugute kommt. Es ist nicht

seine Sorge, was damit geschieht im reinen Raum, wo die Schwerkraft der reinen Kräfte wirkt. Das Opfer ist in der Welt. Wo einer den Entschluss zu seinen reinsten inneren Möglichkeiten im Verhängnis des Lebensgeschehens zu verwirklichen vermochte, da sind die Auswirkungen dieses Geschehens völlig unabsehbar. Hier waltet unendliches Vertrauen zum lebendigen Vorgang, der auch den geistigen und seelischen Wirklichkeiten zu ihrer entsprechenden Wirkung verhilft. Dieses Vertrauen ist die Frucht jahrelanger Geduld, von der er in den Elegien-Tagen zwischen die Manuskriptentwürfe hineingeschrieben hat: „Wie wunderbar sind die geheimen Kräfte des Lebens an der Arbeit. Zu eigen gehört uns nichts als die Geduld. Aber was ist sie für ein echtes Vermögen und welche Zinsen trägt sie zu ihrer Zeit.“

Anmerkungen zu einem Beileidsbrief

*In memoriam Gerhard von Thadden
Barbara von Thadden zu eigen
1940 Gründonnerstag 1946*

„Wehe denen, die getröstet sind“, notierte Rilke in einem Beileidsbrief an Gräfin Margot Sizzo am Dreikönigstag 1923. An anderer Stelle desselben Briefes steht: „Aller Trost ist trübe!“ — „Nicht sich trösten wollen über einen solchen Verlust, müsste unser Instinkt sein, vielmehr müsste es unsere tiefe schmerzhaft Neugierde werden, ihn ganz zu erforschen.“

In diesem Zusammenhang stehen ein paar Worte über „christliche Vorstellungen“.

„Ich liebe nicht die christlichen Vorstellungen eines Jenseits, ich entferne mich von ihnen immer mehr, ohne natürlich daran zu denken, sie anzugreifen . . . ; sie mögen ihr Recht und Bestehen haben, neben so vielen anderen Hypothesen der göttlichen Peripherie — aber für mich enthalten sie zunächst die Gefahr, uns nicht allein die Entschwundenen ungenauer und zunächst unerreichbarer zu machen —; sondern auch wir selbst, uns in der Sehnsucht hinüberziehend und fort von hier, werden darüber weniger bestimmt, weniger irdisch: was wir doch, vor der Hand, solange wir hier sind, und verwandt mit Baum, Blume und Erdreich, in einem reinsten Sinne zu bleiben, ja immer erst noch zu werden haben.“

Man achte genau auf die Worte von jenen „christlichen Vorstellungen“: eine Hypothese der göttlichen Peripherie neben so vielen anderen; eine Hypothese, die er nicht liebt. Man wird sich in diesem Zusammenhang an den Brief über Cordoba erinnern (17. Dezember 1912) und an den „Brief eines jungen Arbeiters“ (12.—15. Februar 1922). Es ist aufschlussreich, dass er in dem Sizzobrief besonders gelassen, man ist versucht zu sagen ‚tolerant‘, von den christlichen Vorstellungen spricht, dass er seine Ablehnung nun in Zusammenhang bringt mit der Trübe des Trostes und den Beschönigungen; als sei er inzwischen an den Kern der Frage und damit zur Ruhe gekommen, dass es ihn nicht mehr zu eifern drängt wie vor zehn Jahren und wie noch vor einem Jahre.

In dem Beileidsbrief fährt er dann fort von seinem eigenen Erfahrenhaben. „Was mich angeht, so starb mir, was mir starb, sozusagen in mein eigenes Herz hinein. . . . Es war so rührend zu fühlen, dass er (der Tote) nun nur noch dort sei.“

Hier klingt aus den Elegien an: „Nirgend, Geliebte, wird Welt sein als innen“; und das Gedicht aus dem Jahre 1913, in dem, zum erstenmal, das Erlebthaben des „Weltinnenraums“ Wort wird, jenes Innenraums, dessen Tiefen, Tatsächlichkeiten und Möglichkeiten einzusehen fürder so geräumigen Raum bei ihm einnehmen. Ein Brief aus dem Jahre 1924 (11. August) versucht — in anderen Zusammenhängen — davon einiges einsehbar zu machen. „So ausgedehnt das ‚Aussen‘ ist, es verträgt mit allen seinen siderischen Distanzen kaum einen Vergleich mit den Dimensionen, mit den Tiefendimensionen unseres Innern, das nicht einmal die Geräumigkeit des Weltalls nötig hat, um in sich fast unabsehlich zu sein. Wenn also Tote, wenn also Künftige einen Aufenthalt nötig haben, welche Zuflucht sollte ihnen angenehmer und angebotener sein, als dieser imaginäre Raum.“ Auch das in diesen Zusammenhängen Gesagte ist nachdenklich dafür, was die Vorstellung vom Fortleben nach dem Tode für Rilke bedeutet haben mag. In dem Beileidsbrief handelt

es sich zunächst darum, wie der Lebende den Tod eines Gestorbenen erfährt.

„So tief“, heisst es da weiter, „steckt der Tod im Wesen der Liebe, dass er ihr (wenn wir ihn nur mit Wissen, ohne uns durch die ihm angehängten Hässlichkeiten und Verdächtige beirren zu lassen) nirgend widerspricht.“ — „Ich werf es allen modernen Religionen vor, dass sie ihren Gläubigen Tröstungen und Beschönigungen des Todes geliefert haben, statt ihnen Mittel ins Gemüt zu geben, sich mit ihm zu vertragen und zu verständigen, mit seiner völligen unmaskierten Grausamkeit.“

Hier — am Tod — ist Rilke am mittelsten Punkt (am wendenden Punkt), an dem sein gesamtes weltisches Verhalten sich abhebt. Hier nennt er das andere: „alle modernen Religionen“; im Cordobabrief sind es „Protestanten und amerikanische Christen“; im Arbeiterbrief ist es das kirchlich geformte Christentum und das in ihm entwickelte Christusbild.

Man muss sich immer gegenwärtig halten, dass Rilke ein schlechter Denker war; auch hat er sich nie bildungsmässig um zusammenhängendes Wissen über eine Frage bemüht. So blieb es seinem Bewusstsein entzogen, wie sehr es nicht nur die christlichen Vorstellungen sind, nicht nur die modernen Religionen, die ihren Gläubigen Tröstungen und Beschönigungen liefern, sondern dass es sich hier um eine Grundhaltung (eine grundsätzliche Schwäche und Unzulänglichkeit) des Menschen schlechthin handelt, der seit den Jahrtausenden seiner Geschichtlichkeit in allen Religionen und Philosophien, in allen Arten seiner Lebenshaltung und deren Rechtfertigungsversuchen immer und ausschliesslich darum bemüht ist, diesen Beschönigungen und Tröstungen für gewisse unabänderliche und unausweichliche Tatsachen des Menschseins eine formal abgewandelte, wesenhaft aber immer gleiche Geltung zu verschaffen. Die Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Verwirklichungen liesse sich begreifen als eine Folge unentwegter Versuche, sich mit immer neuen Mitteln des Geistes und des Gemütes der für den Menschen offenbar unertragbaren Schwere des Lebendseins zu entziehen.

Wie entscheidend Rilke seine naturgegebene Anlage, „sich mit dem Tod zu vertragen und zu verständigen“, mit der Konvention der menschlichen Grundhaltung dieser Frage gegenüber in Widerspruch setzte, darüber blieb er weitgehend ahnungslos. Er ist offenbar auch niemandem begegnet, der einsah, was hier vorging, und der den Versuch gemacht hätte, ihn aufzuklären. Gewisse menschliche Abwendungen, die er erfahren hat (z. B. das Auseinanderleben mit Ellen Key), mögen sich von hier aus einsehen lassen. Diskussionen, die gelegentlich mit ihm versucht wurden (z. B. von Kassner über den „Sohn“ und den „Vater“), scheinen nicht bis zu dem wesentlichen Punkt vorgedrungen zu sein, dass es Rilke ja nicht um Trost und Beschönigung für die Schwere des Lebens ging, nicht um eine Umdeutung des Lebensphänomens in eine scheinbare Ertragbarkeit, sondern lediglich darum, wie das so und so beschaffene Leben in seiner „Vollzähligkeit“ — ohne Trost — zu überstehen und zu bejahen sei. Ja

Jede Art christlicher Tröstung und alle damit verwandten Philosopheme, die auf eine „Ueberwindung des Todes“ oder des Lebens und eines Teils seiner Phänomene hinauslaufen, müssen gegenüber der Bereitschaft, die Ganzheit des Lebens in der Furchtbarkeit seiner Multipolarität zu ertragen und zu bejahen, gegenstandslos werden. Die derartigen „Ueberwindungen“, die den Kern aller Philosophien und Weltanschauungen sowie sämtlicher Religionen ausmachen, mögen sie den einseitig auf das Gute ausgerichteten Einen Gott, die Absolutheit der Ideen oder des kategorischen Imperativs, den Willen zur Macht oder die Ueberwindung des Leidens und der Angst zum Ziel und Ausgangspunkt haben, sind — wie Rilke erlebend erfahren und ausgesagt hat — lebensmässig nicht wirklich vollziehbar und stellen jeweils einen Verzicht auf die Vollzahl der Manifestationen dar, denen der Mensch durch die Tatsache seines Lebendseins ausgesetzt ist. Es war Rilkes Naturgegebenheit, dass er sich dem, was er erlebend wahrgenommen hat, durch Mittel des Geistes oder des Gemüts (durch Beschönigungen oder Trost), das heisst denkerisch oder gläubig, auf die Dauer nicht hat entziehen können. Wollte

man von einer ‚Entwicklung‘ Rilkes reden, so kann es sich nur darum handeln, dass er diesen Versuchen sich zu entziehen im Mass seines Reifer- und Aelterwerdens immer weniger nachgegeben hat.

Von dieser Tatsache wird jede Deutung Rilkes ausgehen müssen, die nicht Gefahr laufen will, die Keimzelle, aus der wachstümlich das ganze spätere Werk, zum mindesten seit dem „Malte“, hervorgeht, zu verfehlen. Für Widerlegungs- oder Bestätigungsversuche durch die Trostmittel von Religionen und Philosophien (von Dogmatik und Dialektik) ist der Sinn der wortgewordenen Lebensvorgänge in Rilkes Werk völlig unerreichbar.

Man mag dieses Nicht-verstanden-werden Rilkes zu seinen Lebzeiten für eine glückliche Fügung halten, die es ihm vergönnte, das ihm Naturgegebene ganz nach der eigenen Gesetzmäßigkeit zu leben und Wort werden zu lassen, ohne durch ihm bereitete Widerstände zu Falschbetonungen und Verzerrungen verleitet zu werden, wozu ein dialektisch so Ungeschulter, denkerisch so wenig Fähiger gegenüber sich aufdrängendem Besserwissen leicht zu verführen ist. Diese Gefahr wird sichtbar, wenn Rilke versucht, auf dahingehende Fragen, seinen unbewussten Wortwerdungen gedanklich und begründend zu folgen (z. B. im Kommentarbrief zu den Elegien an seinen polnischen Uebersetzer). Bei anderen Aeusserungen, wie bei dem hier angeführten Beileidsbrief, ermöglicht ihm die von keinem darüber hinausgehenden Zweck bestimmte menschliche Anteilnahme oder Mitteilung, lediglich eigenes Erleben ins Wort eingehen zu lassen, ohne dass ihn eine versucht logische Gedankenkette oder Folgerung vom wirklichen Erlebthaben ablenkte.

In dem Brief heisst es weiter: „Sich mit ihm (dem Tod) zu vertragen und zu verständigen, mit seiner völligen unmaskierten Grausamkeit: diese Grausamkeit ist so ungeheuer, dass sich gerade bei ihr der Kreis schliesst: sie führt schon wieder an das Extrem einer Milde, die so gross, so rein und so vollkommen klar ist (aller Trost ist trübe!), wie wir nie, auch nicht im süssesten Frühlingstag, Mildigkeit gesehnt haben.“

Um das Befremdende dieser Hyperbel aufzufassen, muss man sich an ein Wort aus dem Puppenaufsatz erinnern, an „jene Herzpause, in der einer verginge, wenn ihn dann nicht die ganze sanft weitergehende Natur, wie ein Lebloses, über Abgründe hinüberhöbe“. — Einmal, im „Malte“, beschreibt er einen analogen Vorgang. Nach masslosem Aushalten von Aengstendem, das sich in verzehrenden Geräuschen verdichtet hatte, heisst es: „Und nun (ja, wie soll ich das beschreiben?), nun wurde es still. Still, wie wenn ein Schmerz aufhört. Eine eigentümlich fühlbare prickelnde Stille, als ob eine Wunde heilte.“ — Immer wieder lassen sich solche Vorgänge bei Rilke wahrnehmen; auch jenseits des „Malte“. Es ist ein durch kein menschliches Es-besser-wissen-wollen eingeschränktes Vertrauen, dass mit den zehrenden und zerstörenden Kräften auch die heilenden und aufbauenden enthalten sind, deren Wirkendwerden zwar mit keinem Akt des Willens, des Verstandes oder des Gemütes zu erzwingen ist, deren Wirkung sich aber da entfalten kann, wo eine Arglosigkeit des Vertrauens sie ungestört gewähren lässt.

Der Brief fährt fort: „Zur Erfahrung dieser reichsten und heilsten Milde hat die Menschheit niemals auch nur die ersten Schritte getan.“ — Es liesse sich sogar vermuten, dass alle „Schritte“, die die Menschheit getan hat, immer eben auf das Ziel gerichtet waren, ihr die wirkliche Möglichkeit dieser Erfahrung zu ersparen. — „Und wie stark wäre das Herz, wenn wir ihm nicht seine Aufgaben entzögen, ehe sie völlig und eigentlich geleistet sind!“ steht etwas vorher in demselben Brief. Es ist das gleiche gemeint, das er zwei Jahre zuvor den „Malte“ betreffend so ausdrückte: „dass wir aus Mangel an Kraft, durch Zerstreung und ererbte Irrtümer fast gänzlich die unzähligen irdischen Reichtümer verlieren, die uns zugedacht waren“; was er bereits 1915 — auch über den „Malte“ — anders formuliert hat: „dass die Menschen seit Jahrtausenden mit Leben umgehen und dabei diesen ersten unmittelbarsten, genau genommen einzigen Aufgaben so neulänglichhaft ratlos, so zwischen Schrecken und Ausrede so armselig gegenüberstehen.“ — Das Entsprechende zu den Aus-

reden und Schrecken sind die Beschönigungen und Tröstungen, die die Religionen und Weltanschauungen ihren Gläubigen liefern, anstatt ihnen die Mittel zu entwickeln, sich mit der unmaskierten Grausamkeit ihres Lebendseinmüssens zu vertragen und zu verständigen. Man kann nicht überhören, dass er es „Mangel an Kraft“ nennt, dass dem so ist.

Nicht ohne Bedeutung scheint es, dass Rilke nun, ein Jahr nach dem Entstehen der Elegien und der Sonette, von der Erfahrung des Durchgangspunktes von der äussersten Grausamkeit zur äussersten Milde (übrigens beiläufig, in einer Parenthese) sagt: „die, empfänden sie nur einige von uns mit Ueberzeugung, vielleicht alle Verhältnisse des Lebens nach und nach durchdringen und transparent machen könnte“.

„Nichts, ich bin sicher“, heisst es weiter, „war je der Inhalt der ‚Einweihungen‘ als eben die Mitteilung eines ‚Schlüssels‘, der erlaubt, das Wort ‚Tod‘ ohne Negation zu lesen.“

Man erinnert sich eines anderen Briefes, in dem auch von diesen Einweihungen, den antiken Mysterien, die Rede ist. Der Brief ist in Toledo an die Fürstin geschrieben und handelt von Musik. Dort heisst es: „Mir, dem es überaus wichtig ist, dass in allen Künsten nicht der Anschein entscheidet, ihr ‚Wirken‘, nicht das sogenannte ‚Schöne‘, sondern die tiefste innerste Ursache, das vergrabene Sein, das diesen Anschein, der durchaus nicht gleich als Schönheit muss einsehbar werden, hervorruft, — mir würde es verständlich sein, dass man in den Mysterien eingeweiht wurde in die Rückseite der Musik, in die selige Zahl, die sich dort teilt und wieder zusammennimmt und aus unendlich Vielfachem in die Einheit zurückfällt, und dass, wenn man das einmal wusste und verschwie, das Gefühl, so nahe am Untrübaren hinzuleben, nicht wieder ganz zu vergessen war (wie immer sich im übrigen das Schicksal verhielt).“ Das Wissen um das Untrübare, dem der Mensch im Erleiden seines Lebendseins verhaftet ist — wie immer sich das Schicksal verhält — ist der Schlüssel, das Wort ‚Tod‘ ohne Negation zu lesen.

Das ist allerdings weder ein Trost noch eine Beschönigung für die Tatsache des Lebendseins und seine unmaskierte Grausamkeit. In dem auf den Beileidsbrief folgenden an die

Gräfin Sizzo am 12. April 1923 steht das Wort: „— irgendwie in einem Vertrauen, dass eben diese Furchtbarkeit ein ganz U n s r i g e s sei, nur ein vor der Hand für unsere lernenden Herzen noch zu Grosses, zu Weites, zu Unumfassliches.“

In dem Beileidsbrief verweilt er zunächst noch ganz bei der angeschlagenen Frage der Einheit von Leben und Tod: „Wie der Mond, so hat gewiss das Leben eine dauernd uns abgewendete Seite, die nicht sein Gegenteil ist, sondern seine Ergänzung zur Vollkommenheit, zur Vollzähligkeit — (man erinnert sich an die Bezeichnung „der Gott der Vollzähligkeit“) —, zu der wirklichen heilen und vollen Sphäre und Kugel des Seins.“ — „Der Tod ist nicht über unsere Kraft; er ist der Masstrich am Rande des Gefässes: wir sind voll, sooft wir ihn erreichen — und Vollsein heisst (für uns) Schwersein . . . das ist alles. — Ich will nicht sagen, dass man den Tod lieben soll; aber man soll das Leben so grossmütig, so ohne Rechnen und Auswählen lieben, dass man unwillkürlich ihn immerfort mit einbezieht.“

Hier ist wieder jener Vorgang, dessen Unsagbarkeit genau, unmissverstehbar deutlich werden zu lassen, Rilke an so vielen Stellen seiner Briefe bemüht ist. Am 21. November 1921 schreibt er an Frau Gertrud Ouckama Knoop: „Und selbst Leben und Tod! Wie offen die Wege vom einen zum andern für uns, wie nah, wie nah am Fast-es-schon-wissen, wie fast schon Wort dieses, dieses, in dem sie zur (vorläufig namenlosen) Einheit zusammenstürzen.“ — Und um die Jahreswende 1921/22, als er antwortet auf die Zusendung der Aufzeichnungen der Mutter über Weras Sterben, die ein paar Wochen später dem plötzlichen Werden der Orpheus-Sonette den Weg bereiten sollten: „Wie wunderbar, wie einzig, wie unvergleichlich ist ein Mensch! Da entstand nun, da alles sich aufbrauchen durfte, plötzlich, was sonst für ein langes Da(Wo?)-sein hätte vorreichen mögen, da entstand nun dieses Uebermass von Licht in dem Herzen des Mädchens, und in ihm erscheinen, so unendlich erhellt, die beiden äussersten Ränder ihres reinen Einsehens: dieses, dass der Schmerz ein Irrtum sei, ein im Körperlichen entspringendes dumpfes Missverständnis, das seinen Keil hineintreibt, seinen steiner-

nen Keil, in die Einheit Himmels und der Erde —, und auf der anderen Seite dieses einige Einssein ihres allem erschlossenen Herzens mit dieser Einheit der seienden und währenden Welt, diese Zusage ans Leben, dieses freudige, gerührte, dieses bis ins Letzte fähige Hineingehören ins Hiesige — ach, ins Hiesige nur?! Nein (was sie nicht wissen konnte in diesen ersten Angriffen des Abbruchs und Abschieds!) — ins Ganze, in ein viel mehr als Hiesiges.“

Auf dieses „Ganze“ greift, unter anderen, auch der Elegienbrief zurück, in dem es heisst: „Lebens- und Todesbejahung erweist sich als eines in den Elegien. Das eine zugeben ohne das andere, sei, so wird hier erfahren und gefeiert, eine schliesslich alles Unendliche ausschliessende Einschränkung.“ — Man erinnert sich des soeben zitierten Wortlauts aus dem Brief über den „Malte“: „dass wir aus Mangel an Kraft . . . fast gänzlich die unzähligen Reichtümer verlieren, die uns zgedacht waren.“

Man achte auf den Wortlaut: „Der Tod ist nicht über unsere Kraft.“ — „Ich will nicht sagen, dass man den Tod lieben soll.“ — Es handelt sich um einen völlig andersgearteten Vorgang als bei den Todespreisungen und -sehnsüchten gewisser Romantiker und religiöser Ekstatiker. Bei ihnen ging der Tod „über die Kraft“, und sein Erleidnis oder dessen seelische Vorwegnahme und ihr Daraufhindrängen wurde zu einem Erkranken in einen Rausch der Selbstvernichtung hinein, in dem der Tod auf Kosten des Lebens, also ohne oder gegen das Leben „zugegeben“ wurde.

Rilkes Ausdrucksvermögen stösst, wo er den innersten Kern seiner Welterfahrung Wort werden lässt, an eine Schranke, die gesetzt ist durch das Nicht-zur-Verfügungstehen des genauen Wortes, das die volle Umsetzung wäre für das, was sich hier durchzusetzen versucht. Die Sprache (und soweit mir bekannt ist: alle Sprachen, also der Mensch schlechthin) hat kein Wort, um den Vorgang zu bezeichnen, der Leben und Tod (Sterben) in gleicher gleichgewichtiger, gleichbetonter Weise umfasst. Dialektisch hilft sich der Mensch mit der Scheinlösung, der Tod (das Sterben) sei

eben auch ein Lebensvorgang. Das ist jedoch (und wohl mit gutem Grund) eine Irreführung, da eine solche Aussage nur haltbar wäre, wenn die polare Aequivalenz von Leben und Tod durch gleichzeitige Gleichbetonung in Erscheinung träte, dass, wie der Tod (das Sterben) ein Lebensvorgang — auch das Leben ein Sterbensvorgang ist. Diese Tatsache aber ist durch die einpolige Ausrichtung der Sprache zugunsten des Lebens „beschönigt“. Menschliches Erleben, Fühlen und Denken ist völlig und einseitig darauf gerichtet, die Präponderanz des Lebens gegenüber dem Tod zu sichern. Zur Erfahrung der unmaskierten Grausamkeit, die die Polarität und Gleichwertigkeit von Leben und Tod im Lebensphänomen darstellt, hat die Menschheit so sehr unterlassen, auch nur die ersten Schritte zu tun, dass sie es versäumt hat, dieser entscheidenden Tatsache — deren Bewusstsein den Menschen überhaupt erst in wirklichen Einklang mit den ihm auferlegten Lebensbedingungen zu setzen vermöchte — einen entsprechenden, gültigen Namen zu geben. Dieser Mangel, diese Entbehrung der Sprache bedingt die Schwierigkeit, die sich Rilkes Wortwerdungen dieser entscheidenden Lebensvorgänge und -wahrnehmungen bietet und gleichermassen die Schwierigkeit, die Rilkes Worte von diesen Vorgängen dem Verständnis bereiten. Es handelt sich durchweg darum, das Wort „Tod“ ohne Negation zu lesen.

„Unser effort kann nur dahingehen, die Einheit von Leben und Tod vorauszusetzen, damit sie sich uns nach und nach erweise. Voreingenommen, wie wir es gegen den Tod sind, kommen wir nicht dazu, ihn aus seinen Entstellungen zu lösen.“ — Im folgenden Brief an die gleiche Adressatin, ein Vierteljahr später, heisst es dann bestätigend: „Sie empfinden's ja auch oft wie eine Einweihung, eine Einführung ins Ganze und so, als könne einem nichts Böses, nichts in bösem Sinne Tödliches mehr widerfahren, wenn dieses elementarische Leid einmal rein und wahrhaftig durchgemacht ist.“ — Das allerdings ist Voraussetzung, dieses „durchmachen“, ohne Trost und ohne Beschönigung. Hier klingt wieder an: „wie immer sich im übrigen das Schicksal verhielt.“

Zum Schluss erinnert Rilke noch an Bilder und Zuschriften, die Gräfin Sizzo ihm zu Anfang ihrer Beziehung geschickt hatte: „Denken Sie an den ‚schlafenden Baum‘. Ja, wie gut, dass es mir einfällt . . . wie haben Sie da im jugendlich-arglosen Vertrauen immerfort beides in der Welt erkannt und bejaht: das Schlafende und das Wache, das Lichte und das Dunkle, die Stimme und das Schweigen, . . . la présence et l'absence. Alle die scheinbaren Gegenteile, die irgendwo, in einem Punkt zusammenkommen, die an einer Stelle die Hymne ihrer Hochzeit singen — und diese Stelle ist — vor der Hand — unser Herz!“

Hier weitet sich das an Tod und Leben Erfahrene hinaus in alles Erleben, dessen Polaritäten es so schwer fällt, jeweils beide ohne Negation zu lesen, „alle diese scheinbaren Gegenteile“ — der „reine Widerspruch“ wird es später heißen, „la sainte loi du contraste“, „le mouvant équilibre“, das bebende Gleichgewicht — und mündet ein in jenen „größeren Kreislauf“, in dem alle Manifestationen des Todes in ihren Erscheinungsformen von Vergängnis, Versagung und Zerstörung in Ein- und Zusammenklang mit ihren „reinen Widersprüchen“ des Lebens zugegeben und bejaht werden.

Dieser Brief, der ein Jahr nach den Elegien und Sonetten geschrieben ist, enthält den bekennenden Satz: „Dies ist mir immer deutlicher geworden mit den Jahren, und meine Arbeit hat vielleicht nur noch den einen Sinn und Auftrag, von dieser Einsicht, die mich so oft unerwartet überwältigt, immer unparteilicher und unabhängiger . . . seherischer vielleicht, wenn das nicht zu stolz klingt . . . Zeugnis abzulegen.“

Der „Schlüssel“, der es erlaubt, das Wort „Tod“ ohne Negation zu lesen, wird sich als der Schlüssel zu Rilkes Werk herausstellen.

Späte Gedichte

und

Orpheus

Im Jahre 1912 von seiner spanischen Reise, während des ihn so beglückenden Aufenthalts in Toledo, schrieb Rilke (am 17. November) einem jungen Menschen: „Was Sie meine ‚Welt‘ nennen, — das reicht vorderhand nicht hin, jemanden zu nähren und zu erhalten; gerade dagegen muss man Gleichgewichte aufnehmen, um im Ganzen zu sein. Mag sein, dass aus den Fragmenten, die man nach und nach vor sich bringt, einmal, im Ueberblick, ein Welthaftes wird zu gewahren sein, — aber das hat noch gute Wege bis dahin; ich bin gerade jetzt mehr als je im Einseitigen, die Klage hat vielfach überwogen, aber ich weiss, man darf die Klagesaiten nur dann so ausführlich gebrauchen, wenn man entschlossen ist, auf ihnen, mit ihren Mitteln, später auch den ganzen Jubel zu spielen, der hinter jedem Schweren, Schmerzhaften und Ertragenen anwächst, und ohne den die Stimmen nicht vollzählig sind.“ — Das ist wie ein Vorwegnehmen dessen, was er zehn Jahre später, im Februar 1922, in Muzot erlebte, als den grossen Klagegesängen der „Duineser Elegien“ die „Sonette an Orpheus“ zuvorkamen und weitergingen, nachdem die Elegien beendet waren — so dass sich sinnbildhaft verwirklichte, was das achte Sonett des ersten Teils gefordert: „Nur im Raum der Rühmung darf die Klage gehen . . .“

Wir erinnern uns, dass Rilkes Schaffen im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts gekrönt und abgeschlossen war mit den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ — die 1904 begonnen, 1910 erschienen sind —, dieses „schwere, schwere Buch“ nennt er es später einmal, diese „in jedem Augenblick an ihrem eigenen Untergang geprüfte Existenz“. Er wusste alsbald bei der Beendung, „dass der ‚Malte‘ ein grosser, grosser Abschnitt war; es war eine ganz theoretische und pedantische Idee, einfach weiterschreiben zu wollen, als ob nichts geschehen wäre. Es war doch sozusagen alles geschehen.“ — Als er aber dann wirklich nicht weiterschreiben konnte, als der Zustand des Verstummens Jahr um Jahr durch die Zeit hin währte, war er in qualvoller Weise bestürzt, fühlte sich gequält und gedemütigt.

Er gibt selbst später an, dass die wesentlichen Voraussetzungen, die schon im „Stundenbuch“ gegeben waren, sich in den „Neuen Gedichten“ des Weltbilds spielend und versuchend bedienen, und dann im „Malte“ konflikthaft zusammengezogen, ins Leben zurückschlagen. — Der „Malte“ ist der Niederschlag der Einsicht, dass das Menschenwesen zum äussersten mit Untergang bedroht ist, sofern es nicht in sich die Haltung entdeckt und entwickelt, die der allgegenwärtigen Spannung, der Dynamik des Lebendigen in seiner zahllosen Multipolarität gewachsen ist. — Auch die „Aufzeichnungen“ sind — wie die „Neuen Gedichte“ — ein Provisorium, aber nicht wie diese ein rauschhaft oder spielend Beglücktes, sondern eines von höchster Schmerzhaftigkeit: der eingesehene Notstand alles Lebendigen im Menschlichen, der mit keinem Willensversuch und mit keinem Kunstmittel zu überspringen ist.

Aus den gleichen Gegebenheiten, die früher — im „Stundenbuch und den „Neuen Gedichten“ — eine wunderbare Blütenfülle gezeitigt hatten, war nun eine gewaltige Befruchtung erfolgt, und der Vorgang der Reifung setzte ein und vollzog sich unter der Schutzschicht des Schweigens, — des Verstummens für zwölf Jahre. Wohl entstanden immer wieder einzelne grosse Gesänge — in den Januartagen 1912 wurden ihm auf Schloss Duino in einer erschütternden, ihn mächtig

überkommenden Entstehung die beiden ersten Duineser Elegien geschenkt —, dann entstanden die grossen Liebesklagen, die jetzt in den „Späten Gedichten“ stehen, — aber Rilke wusste: „man darf die Klagesaiten nur dann so ausführlich gebrauchen, wenn man entschlossen ist, auf ihnen, mit ihren Mitteln, später auch den ganzen Jubel zu spielen, der hinter jedem Schweren, Schmerzhaften und Ertragenen anwächst und ohne den die Stimmen nicht vollzählig sind.“

Dies war sein Schicksal geworden: den ungeheuren Notstand des Menschlichen in seiner ganzen vernichtenden Gewalt als den seinigen zu erleben, ohne Linderung, ohne Ausweichmöglichkeit, bis ihm das also als wirkliches Erleiden Erfahrene sagbar wurde und einging in die Reinheit widerspruchslosen Widerspruchs. Das Werk, das ihm nach dem „Malte“ auferlegt war, konnte nur die langsam am Schicksal gereifte, wahrhaft am Baum des Lebens ertragene Frucht sein.

Die Geschichte des Werdens dieser Reifung ist ein mächtiges Kapitel in der Geschichte des geistigen Erlebens, wie es sich in Rilke manifestiert. Es zieht sich hin durch die letzten Vorkriegsjahre und die Jahre des Weltkriegs —; und dann, die ersten Jahre danach, als Rilke 1919 in die Schweiz übersiedelt war, ist er ganz nur Erwartung, dass ihm die Zusammenfassung gelinge, die in Duino begonnenen grossen Gesänge, diese mächtigen Klagelieder, zu beenden. — Im Herbst 1921 hatte er auf Muzot im Kanton Wallis durch Freundeshilfe die ihm zusagende Unterkunft gefunden, und dort erlebte er, im Februar 1922, in drei Wochen den ungeheuren schöpferischen Sturm, in dem nicht nur sechs grosse Elegien entstanden, sondern auch die sechszwanzig und neunundzwanzig Sonette des ersten und zweiten Orpheus-Zyklus und weitere etwa fünfzig Gedichte, die in den Umkreis des „Orpheus“ oder der „Elegien“ gehören. Später sagt er von diesen zusammen entstandenen Werken: „Elegien und Sonette unterstützen einander beständig —, und ich sehe eine unendliche Gnade darin, dass ich, mit dem gleichen Atem, diese beiden Segel füllen durfte: das kleine rostfarbene Segel der Sonette und der Elegien riesiges weisses Segeltuch.“

Als er damals in der schöpferischen Sammlung verweilte, traf ihn um die Jahreswende der Bericht der Mutter von dem Sterben des jungen Mädchens Wera Ouckama Knoop — für die die Sonette als Grabmal geschrieben sind — und in diesem in seiner Einfachheit ergreifenden Bericht, wie dies Kind von neunzehn Jahren in wunderbarer Haltung letzter Menschlichkeit ein qualvolles Sterben ertrug, wurde Rilke die Einheit Himmels und der Erde, die Einheit Lebens und Todes so erschütternd zur Einsicht, dass sich ihm an der Gestalt des Orpheus, die ihm ein Zufall ins Blickfeld gebracht hatte, der Mythos bildete, durch dessen Medium sich ihm alles ins Wort formte, was zur Sagbarkeit drängte. Wir sind uns allerdings bewusst, dass dieses den Schaffensakt einleitende Geschehen, nur der Vorgang gewesen ist, der den Kontakt auslöste, dass das in ihm Herangereifte nun auch herausgestellt werden konnte.

Wie die Elegien in ihrer ungeheuren Klagewucht und Mächtigkeit durch die langen schweren Jahre eines ganzen Lebens herangelitten waren, so sind auch die „Sonette an Orpheus“ das Ergebnis einer lebenslangen Entwicklung und Selbstverwirklichung, und die Ahnung dessen, was sich in den Sonetten als das wesentlich Orphische darstellt und aussagt — dass der ungeheure Notstand des Menschlichen eingetret — in die Reinheit des reinen Widerspruchs und sich darin verklärt —, reicht weit zurück in Rilkes Leben und Gestalten, und lässt sich — genau wie der Grundklang der grossen Elegienklagen — bis in die Zeit bald nach dem „Malte“ zurückverfolgen, damals als die Not ihn befallen und in die tiefe, ihn um und um schaffende Verzweiflung geführt hatte.

Das Leben ist in seiner Wirklichkeit unendlich ausführlich und erspart einem nichts. Aber wie es einen nicht schon in der Unerbittlichkeit, mit der es einem die Nöte aneignet, so kann es uns auch Zeiten der Erleichterung schenken, mitten in allerschwersten Stunden — Tage der Ahnung eines fast schwebenden Glücks, das auch den Schwerstbetroffenen und von Leid Gebeugten doch wieder etwas erfüllen lässt von den Möglichkeiten der Lösungen, der Klärungen des Schweren und kaum Ertragbaren. — Dieser Vorgang ist auch

in Rilkes Briefen und Gedichten immer wieder einmal zu verfolgen, wie er aus Zeiten schwerster schicksalhafter Beladenheit wie aufatmet und weit vorausgreift nach den Möglichkeiten einer künftigen Erfüllung.

So entsteht in dem sonst von den schweren Notständen gekennzeichneten Jahr 1913 auf 1914 — damals als er die grossen Liebesklagen schrieb, die er selbst als den Elegien durchaus verwandt empfand, — ein ganz und gar frühlinghaftes Gedicht, in dem vieles anklingt von dem, was man nach den Sonetten das Orphische wird nennen können. Vor allem blendet da zum erstenmal der Raum auf, in dem Orpheus west und wirkt, und er nennt diesen Raum beim Namen: Weltinnenraum. Dieses einmal, damals, von ihm gefasste Bild des Weltinnenraums ist eine Vorstellung, ein Erlebnisvorgang, den er fortan nie wieder ganz verliert. — Das Gedicht lautet:

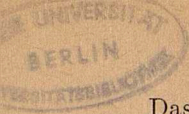
„Es winkt zu Föhlung fast aus allen Dingen,
aus jeder Wendung weht es her: Gedenk!
Ein Tag, an dem wir fremd vorübereingen,
entschliesst im Künftigen sich zum Geschenk.

Wer rechnet unseren Ertrag? Wer trennt
uns von den alten, den vergangnen Jahren?
Was haben wir seit Anbeginn erfahren,
als dass sich eins im anderen erkennt?

Als dass an uns Gleichgütiges erwarnt?
O Haus, o Wiesenhang, o Abendlicht,
auf einmal bringst du's beinah zum Gesicht
und stehst an uns, umarmend und umarmt.

Durch alle Wesen reicht der e i n e Raum:
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still
durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,
ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum.

Ich sorge mich, und in mir steht das Haus.
Ich hüte mich, und in mir ist die Hut.
Geliebter, der ich wurde: an mir ruht
der schönen Schöpfung Bild und weint sich aus.“



Das ist ein vollkommen glückliches Gedicht, wie es aus Vergangenheit und Zukunft einen überfließenden Reichtum schöpft, der nicht zum Besitz wird, aber zu einem innigen Innesein. „Was haben wir seit Anbeginn erfahren, als dass sich eins im anderen erkennt?“ — Dieses Eingegangensein in den Rhythmus und Austausch findet seinen bezaubernden Ausdruck in der verdichtenden Wortprägung: „und stehst an uns, umarmend und umarmt.“ Da aber erschliesst sich erst die Möglichkeit solchen völligen Ineinandergehens, das der Weg zu dieser Art der Innigkeit ist: „Durch alle Wesen reicht der e i n e Raum: Weltinnenraum.“ — Dieser alle Welt durchwaltende Innenraum ist der Raum des erinnernden Geschehens. „Die Vögel fliegen still durch uns hindurch. O, der ich wachsen will, ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum.“ — Das ist schon fast ein deutlicher Orpheusvorklang zu dem hohen Einsatz: „Da stieg ein Baum! . . . O hoher Baum im Ohr!“

Der Weltinnenraum ist eine Erlebnisvorstellung, die Rilke damals offenbar viel beschäftigt hat, die er sich auch in einer Prosaaufzeichnung aus dem Jahre 1913 zu enträtseln versucht hat. Dort heisst es: „Er gedachte der Stunde . . . , da ein Vogelruf draussen und in seinem Innern übereinstimmend da war, indem er sich gewissermassen an der Grenze des Körpers nicht brach, beides zu einem ununterbrochenen Raum zusammennahm, in welchem, geheimnisvoll geschützt, nur eine einzige Stelle reinsten, tiefsten Bewusstseins blieb. Damals schloss er die Augen, um in einer so grossmütigen Erfahrung durch den Kontur seines Leibes nicht beirrt zu sein, und es ging das Unendliche von allen Seiten so vertraulich in ihn über, dass er glauben durfte, das leichte Aufruhen der inzwischen eingetretenen Sterne in seiner Brust zu fühlen.“

Der Vogelruf ist draussen und in seinem Innern übereinstimmend da; er bricht sich nicht an der Grenze des Körpers, sondern unreflektiert wird er aufgenommen ins heile Bewusstsein, das nicht als von der Schöpfung gesondert empfunden ist. So bleibt für den Vogelruf draussen und im Gehör

eine einzige Stelle reinsten, tiefsten Bewusstseins. Das ist nicht der identifizierende Vorgang einer mystischen Kommunion, in der Ich und Vogel eines werden, so dass der Vogel gewissermassen Zuwachs wäre des eigenen Ich. Das wahrnehmende Bewusstsein hat so sehr seinen reflektierenden Anspruch aufgegeben, dass der Vogelruf, nicht anthropomorphisiert und auch sonst nicht irgendwie gedeutet, sondern als solcher einzugehen vermag. Damit aber wird in dem Vogelruf Schöpfung, unabhängig vom wahrnehmenden Bewusstsein und unbeurteilt, als solche begriffen. — Das Erlebnis der Vogelstimme war gleichsam nur Paradigma für alles übrige und nach dieser grossmütigen Erfahrung wurde ihm bewusst, dass das Unendliche von allen Seiten vertraulich in ihn übergang und ihn so zu allem zugehörig machte, dass er selbst das leichte Aufrufen der Sterne in seiner Brust zu fühlen glaubte.

Ein Gleiches drückt sich aus, wenn die Aufzeichnung fortfährt: „Auch fiel ihm wieder ein, wie viel er darauf gab, in ähnlicher Haltung an einen Zaun gelehnt, des gestirnten Himmels durch das milde Gezweig eines Oelbaums hindurch gewahr zu werden, wie gesichthaft in dieser Maske der Weltraum ihm gegenüber war, oder wie, wenn er solches lange genug ertrug, alles in der klaren Lösung seines Herzens so vollkommen aufging, dass der Geschmack der Schöpfung in seinem Wesen war.“ — Das Entscheidende an diesen Erlebnissen ist das Durchdrungensein vom Einssein mit der Schöpfung, wenn er solches nur lange genug ertrug. Die klare Lösung seines Herzens, die ihn befähigte, die einzige Stelle reinsten, tiefsten Bewusstseins zu empfinden, — das ist Erschliessung des Weltinnenraums, darin den Rhythmus des lebendigen Sichereignens nicht als das ihm Fremde auffassen, sondern als Eigenes wahrnehmen, wahrhaben und mitschwingen. — Das sind deutliche Entsprechungen zu den Versen: „Was haben wir seit Anbeginn erfahren, als dass sich eins im anderen erkennt; . . . auf einmal bringst du's beinah zum Gesicht, und stehst an uns umarmend und umarmt . . . durch alle Wesen reicht der eine Raum: Weltinnenraum;“ — jenes alles durchdringende Innen, dass auch der Vogelruf draussen und in seinem Innern übereinstimmend da war. Das ist die

ungemessene Tiefe der Innerlichkeit, in der alles geschieht, — von der es in der siebenten Elegie heisst: „Nirgends, Geliebte, wird Welt sein als innen.“ — „So ausgedehnt das ‚Aussen‘ ist“, heisst es in einem Brief aus der späten Zeit, „es verträgt mit allen seinen siderischen Distanzen kaum einen Vergleich mit den Dimensionen, mit der Tiefendimension unseres Innern, das nicht einmal die Geräumigkeit des Weltalls nötig hat, um in sich fast unabsehlich zu sein.“ — Der Kosmos unseres Gefühls scheint durch diese Art und Weise zu erleben, um eine Dimension vermehrt, die Unterscheidung zwischen aussen und innen ist gefallen, und der Raum ist zu einem Einzigem, zu einem Ganzen geworden, der Raum der Rühmung, des Ja-Sagens, des zustimmenden Eingelassenseins in den kosmischen Rhythmus des Lebendigen, von Leben und Tod, — „unser Leben geht hin mit Verwandlung“. Das aber wird zum Grundklang der „Sonette an Orpheus“: „Geh in der Verwandlung aus und ein.“

Das Aus- und Eingehen in der Verwandlung ist in einem äussersten und nicht zu überbietenden Mass ein Aneignen und Verschenken, wird zu einem unermesslichen Reichtum, der in unerschöpflicher Ueberfülle überfließt. Das ist orphisches Grundgefühl, wie es in den Sonetten unwillkürliche Wirklichkeit wird. Als Einsicht und als Bemühung reicht es zurück bis in die Kriegszeit und weiter bis zu einem jener Augenblicke, wenn die Krise in ihm den Versuch machte, sich zu lösen in Gelassenheit und Zustimmung. So hat er in den Nöten des Krieges einmal einer Frau geschrieben: „Es müsste nur unser Auge eine Spur schauender, unser Ohr empfangender sein, der Geschmack einer Frucht müsste uns vollständiger eingehen, wir müssten mehr Geruch aushalten, und im Berühren und Angerührtsein geistesgegenwärtiger und weniger vergesslich sein —: um sofort aus unseren nächsten Erfahrungen Tröstungen aufzunehmen, die überzeugender, überwiegender, wahrer wären, als alles Leid, das uns je erschüttern kann.“ — Das ist wie das intuitive Vorwegnehmen dessen, was dann, nach der unendlichen Erfahrung, die zu den Orpheus-Sonetten geführt hatte, so unwillkürlich zu einer gesteigerten Wirklichkeit werden sollte.

Das gleiche Bemühen darum hatte sich schon früher einmal in einem Gedicht niedergeschlagen, in dem er davon ausgeht, wie schwer ertragbar all die Entbehrungen sind, die der Winter uns alljährlich auferlegt.

„Nun sollen wir versagte Tage lange
ertragen in des Widerstandes Rinde;
uns immer wehrend, nimmer an der Wange
das Tiefe fühlend aufgetaner Winde.
Die Nacht ist stark, doch von so fernem Gange,
die schwache Lampe überredet linde.
Lass dichs getrösten: Frost und Harsch bereiten
die Spannung künftiger Empfänglichkeiten.

Hast du denn ganz die Rosen ausempfunden
vergangnen Sommers? Fühle, überlege:
das Ausgeruhte reiner Morgenstunden,
den leichten Gang in spinnverwebte Wege?
Stürz in dich nieder, rüttele, errege
die liebe Lust: sie ist in dich verschwunden.
Und wenn du eins gewahrst, das dir entgangen,
sei froh, es ganz von vorne anzufangen.

Vielleicht ein Glanz von Tauben, welche kreisten,
ein Vogelanklang, halb wie ein Verdacht,
ein Blumenblick (man übersieht die meisten),
ein duftendes Vermuten vor der Nacht.
Natur ist göttlich voll; wer kann sie leisten,
wenn ihn ein Gott nicht so natürlich macht?
Denn wer sie innen, wie sie drängt, empfände,
verhielte sich, erfüllt, in seine Hände.

Verhielte sich wie Uebermass und Menge
und hoffte nicht, noch Neues zu empfangen,
verhielte sich wie Uebermass und Menge
und meinte nicht, es sei ihm was entgangen,
verhielte sich wie Uebermass und Menge
mit masslos übertroffenem Verlangen
und staunte nur noch, dass er dies ertrüge:
die schwankende, gewaltige Genüge.“

Was damals Auftrag war, Wunsch, Sehnsucht und drängelndes Darumringen, das hat sich im orphischen Raum, als dieser sich ihm erschloss und sich um ihn, als um einen Teil des Ganzen, schloss, in beispielloser Weise erfüllt. Mit einer ungeheuren Inbrunst hat er in sich entfaltet, was sich ihm damals ahnend gezeigt hatte als das Erstrebte in der Haltung seines Lebens.

In diesem Zusammenhang steht eines der Sonette des zweiten Teils, in dem in eindrucksvoller Weise das Offensein für die Offenbarung des im Lebendigen sich manifestierenden Kosmischen Bild geworden ist, — und dabei ist bedeutsam, dass eben dieses Bild sich zurückverfolgen lässt in der bezeichnenden Wandlung, die es bis zu der schliesslichen Vollendung erfahren hat. Es ist das Sonett von der kleinen Anemone:

„Blumenmuskel, der der Anemone
Wiesenmorgen nach und nach erschliesst,
bis in ihren Schoss das polyphone
Licht der lauten Himmel sich ergiesst,

in den stillen Blütenstern gespannter
Muskel des unendlichen Empfangs,
manchmal so von Fülle übermannter,
dass der Ruhewink des Untergangs

kaum vermag die weitzurückgeschnellten
Blätterränder dir zurückzugeben:
du, Entschluss und Kraft von wieviel Welten!

Wir Gewaltsamen, wir währen länger.
Aber w a n n , in welchem aller Leben,
sind wir endlich offen und Empfänger?“

Hier ist die Anemone Sinnbild weitesten Offenseins — „du Entschluss und Kraft von wieviel Welten!“ — und ist unmittelbar Gegensatz und Vorbild für „uns Gewaltsame“, denen es so schwer ist und nie völlig gelingt, wirklich offen und

Empfänger zu sein. — Die gleiche Anemone ist einmal vor Jahren eingegangen in einen Brief, und was hier in dem Sonett an ihr als beglückendes Vorbild gerühmt ist, das wurde damals nur als Quälendes, kaum Ertragbares erlitten. Am 26. Juni 1914 schrieb er an Lou: „Ich bin wie die kleine Anemone, die ich einmal in Rom im Garten gesehen habe; sie war tagsüber so weit aufgegangen, dass sie sich zur Nacht nicht mehr schliessen konnte! Es war furchtbar sie zu sehen in der dunkeln Wiese, weitoffen, immer noch aufnehmend in den wie rasend aufgerissenen Kelch, mit der vielzuvielen Nacht über sich, die nicht alle wurde. Und daneben alle die klugen Schwestern, jede zugegangen um ihr kleines Mass Ueberfluss.“ — Und schon einmal stand die kleine Anemone in einem am 16. Februar 1907, also noch einmal sieben Jahre früher, in Capri geschriebenen Gedicht, „Migliera“:

„Und doch, du weisst, wir können also so am Abend zugehn, wie die Anemonen, die Tiefe eines Tages in sich schliessend und, etwas grösser, morgens wieder aufgehn. Und das zu tun, ist uns nicht nur erlaubt, das ist es, was wir sollen: zugehn lernen über Unendlichem.“

Man sieht, wie völlig die Betonung sich geändert hat. „Zugehn lernen über Unendlichem“, — das ist, es sich aneignen und sich damit absondern, ausscheiden aus dem Gesamt in selbstischer Vereinzelung. Teilhaben wohl, aber Teilhaben in der Sonderung und ausserhalb des Ganzen. In dem Brief klingt es wie das Aufdämmern des Einsehens um die Gesetzmässigkeit des Offenseins als ein Wesenbestimmendes und Wesenbestimmtes, — aber: „es war furchtbar sie zu sehen in der dunkeln Wiese, weitoffen, immer noch aufnehmend in den wie rasend aufgerissenen Kelch“, — ein Bild von äusserster Schmerzhaftigkeit, dem all die klugen Schwestern an die Seite gestellt sind, zugegangen um ihr kleines Mass Ueberfluss. Erst im orphischen Raum ist das heil geworden, dieses Offensein: Entschluss und Kraft von wieviel Welten!

— der in den Blütenkern gespannte Blumenmuskel: „Muskel des unendlichen Empfangs.“ Und nun heisst es Klage und Anklage in einem: „Aber wann, in welchem aller Leben, sind wir endlich offen und Empfänger.“ — Man erlebt mit, wie schwer ihm diese Dinge geworden sind; er hat darum gedient sein Leben lang, bis er sich bereit fand, ohne zu urteilen, hinzunehmen, zuzustimmen und sich einzufügen. Aber diese Hingabe und Hinnahme, diese grenzenlose, immer aufgeschlossene und aufmerksame Bereitschaft, wird zur Lichtquelle, aus der der feiertägliche Glanz über die Sonette flutet, dass er die einfachsten und alltäglichsten Dinge nun bloss anfasst und hineinhebt in die Strahlung seines beglückten und beglückenden Staunens, dass er sie nur nennt, ganz schlicht beim Namen nennt, aber dabei wahr macht, was er in der neunten Elegie als Auftrag erfahren hat: „aber zu sagen, versteh's, o zu sagen so, wie selber die Dinge niemals meinten innig zu sein.“

„Voller Apfel, Birne und Banane,
Stachelbeere . . . Alles dieses spricht
Tod und Leben in den Mund . . . Ich ahne . . .
Lest es einem Kind vom Angesicht,

wenn es sie erschmeckt. Dies kommt von weit.
Wird euch langsam namenlos im Munde?
Wo sonst Worte waren, fliessen Funde,
aus dem Fruchtfleisch überrascht befreit.

Wagt zu sagen, was ihr Apfel nennt.
Diese Süsse, die sich erst verdichtet,
um, im Schmecken leise aufgerichtet,

klar zu werden, wach und transparent,
doppeldeutig, sonnig, erdig, hiesig —:
O Erfahrung, Fühlung, Freude —, riesig!“

Als verschlüge es ihm die Sprache und liesse ihm nur Atem für das hungerissen jauchzende Gestammel. — Diese ganz ursprüngliche Beglückung durch das Nächste, Naheste.

gemahnt an den erwähnten Brief aus der Kriegszeit: „Es müsste nur unser Auge eine Spur schauender, unser Ohr empfangender sein, der Geschmack einer Frucht müsste uns vollständiger eingehen . . . : um sofort aus unseren nächsten Erfahrungen Tröstungen aufzunehmen, die überzeugender, überwiegender, wahrer wären als alles Leid, das uns je erschüttern kann.“ — Das ist eine der überschwänglichen Bestätigungen, so reich zu sein in seiner Armut, Sieg, — hier gelangt er in den Zustand schenkender Tugend, indem sich ihm alles in seinem Wesen erschliesst — „Alles wird Weinberg, alles wird Traube, in seinem fühlenden Süden gereift.“ Man muss in dieses sich so unbefangene gebende, in seinem verhaltenen Jubel vibrierende Gedicht schon tief hineinhorchen, um den dunklen Untergrund zu erfassen, aus dem es sich hebt. „Alles dieses spricht Tod und Leben in den Mund“, heisst es; und das Hiesige ist: doppeldeutig, denn es ist sonnig und erdig. Auch in diesem rein sommerlichen Freudelied ist die dunkle, alles durchwaltende Spannung, das Eingespanntsein in den unendlichen Bezug des Ganzen, in das einige Wunder des Lebens und des Todes, wie es im folgenden Sonett ausdrücklich heisst:

„Wir gehen um mit Blume, Weinblatt, Frucht.
Sie sprechen nicht die Sprache nur des Jahres.
Aus Dunkel steigt ein buntes Offenbares
und hat vielleicht den Glanz der Eifersucht

der Toten an sich, die die Erde stärken.
Was wissen wir von ihrem Teil an dem?
Es ist seit lange ihre Art, den Lehm
mit ihrem freien Marke zu durchmärken.

Nun fragt sich nur: tun sie es gern? . . .
Drängt diese Frucht, ein Werk von schweren Sklaven,
geballt zu uns empor, zu ihren Herrn?

Sind sie die Herrn, die bei den Wurzeln schlafen,
und gönnen uns aus ihren Ueberflüssen
dies Zwischending aus stummer Kraft und Küssen?“

In diesem Offenbaren von Blume, Weinblatt, Frucht dokumentiert sich dem offen aufnehmenden Gemüt das Zugehören zu den beiden Reichen —: „Kundiger böge die Zweige der Weiden, wer die Wurzeln der Weiden erfuhr.“ — Was wissen wir von ihrem Teil an dem? Das ist das Doppeldeutige aller Erscheinung, die aus dem Dunkel steigt und in das Dunkel vergeht im ewigen Reich der Verwandlung. Die Verwandlung aber ist sichtbarste Manifestation des Ganzen, des innigen Einsseins Himmels und der Erde, das unsägliches Erlebnis, wie es ihm nun sagbar geworden war.

Das vielleicht überhaupt göltigste Sonett nennt Rilke selbst einmal das dreizehnte aus dem zweiten Teil: „Sei allem Abschied voran“. Doch ist dieses so innig verbunden mit dem vorhergehenden — „Wolle die Wandlung“ — und bildet mit ihm zusammen so gewichtig die Mitte des ganzen Vorgangs, auf dem alles beruht, von dem alles ausgeht und auf den sich alles bezieht im wirklichen Bezug, dass sie zusammen wie ein Ganzes bilden und man nur das eine aus dem andern erschliessen kann. Hier verlautbart sich unmittelbar, gewissermassen kanonisch, der eigentliche Sinn, man ist versucht zu sagen: die Lehre, die die Achse des orphischen Mythos bildet, das, was der Darlebung dieses Mythos im Menschlichen zugrunde liegt:

„Wolle die Wandlung. Oh sei für die Flamme begeistert,
drin sich ein Ding dir entzieht, das mit Verwandlungen
prunkt;
jener entwerfende Geist, welcher das Irdische meistert,
liebt in dem Schwung der Figur nichts wie den wendenden
Punkt.

Was sich in's Bleiben verschliesst, schon ist's das
Erstarrte.

Wähnt es sich sicher im Schutz des unscheinbaren Grau's?
Warte, ein Härtestes warnt aus der Ferne das Harte.
Wehe —: abwesender Hammer holt aus!

Wer sich als Quelle ergiesst, den erkennt die Erkennung;
und sie führt ihn entzückt durch das heiter Geschaffne,
das mit Anfang oft schliesst und mit Ende beginnt.

Jeder glückliche Raum ist Kind oder Enkel von Trennung,
den sie staunend durchgeh'n. Und die verwandelte Daphne
will, seit sie lorbeern fühlt, dass du dich wandelst in Wind.

Sei allem Abschied voran, als wäre er hinter
dir, wie der Winter, der eben geht.
Denn unter Wintern ist einer so endlos Winter,
dass, überwinternd, dein Herz überhaupt übersteht.

Sei immer tot in Eurydike —, singender steige,
preisender steige zurück in den reinen Bezug.
Hier, unter Schwindenden, sei, im Reiche der Neige,
sei ein klingendes Glas, das sich im Klang schon zerschlug.

Sei — und wisse zugleich des Nichts-Seins Bedingung,
den unendlichen Grund deiner innigen Schwingung,
dass du sie völlig vollziehst dieses einzige Mal.

Zu dem gebrauchten sowohl, wie zum dumpfen und stummen
Vorrat der vollen Natur, den unsäglichen Summen,
zähle dich jubelnd hinzu und vernichte die Zahl.“

In einem früheren Sonett hatte es geheissen: „Ja wir leben
wahrhaft in Figuren“ — und kurz davor hiess es schon: „Doch
uns freue eine Weile nun, der Figur zu glauben“. Und nun
wird das Leben, das irdische Dasein im Menschlichen erfasst
als die innige Schwingung, als der Schwung der Figur — das
ist wie ein graphisches Phänomen —; und von dem entwerfenden
Geist heisst es, dass er in dem Schwung der Figur nichts
liebt als den wendenden Punkt. Das Leben als Entwurf des
entwerfenden Geistes und der Mensch in seinem einmaligen
Hiersein derjenige, der diesen Entwurf erlebend ausführt.
Aber es klingt dabei auch das Tänzerische an, das — als die
Bewegung gewordene Musik — durch das orphische Medium
durchschimmert. „Tänzerin: o du Verlegung alles Vergehens
in Gang“ — heisst es in einem der Sonette auf Wera, wo
das menschlich Eigentliche in das Schreiten des Tanzes um-
gesetzt ist. So kommt in den Schwung der Figur die er-
griffene Bewegtheit, und der wendende Punkt ist die mass-
gebende Entscheidung, die der Figur gleichermassen Richtung

und Intensität verleiht. Der entwerfende Geist aber liebt nichts wie den wendenden Punkt. Dieser wendende Punkt ist gleichzeitig der Moment der Wandlung — wolle die Wandlung! —, denn was sich ins Bleiben verschliesst, schon ist's das Erstarrte; erst wenn es sich als Quelle ergiesst, hat es die Qualität, zum eigenen Selbst zu werden, dass die Erkennung es wahrhaft zu erkennen vermag und so es sich einreicht in alles Geschaffene. Hier offenbart sich der „reine Widerspruch“, der alles Irdische durchwaltet, wenn es von dem Geschaffenen heisst, dass es mit Anfang oft schliesst und mit Ende beginnt. — „Wir wurden dort entlassen, wo wir meinten erst begrüsst zu sein“, steht in einem anderen Sonett. Anfang und Ende sind vom Menschen gesetzte Satzungen, die in dem heiter Geschaffenen keine Geltung haben, wo die Dinge sich entziehen im bleibenden Reich der Verwandlung. Auch das Aufklingen des antiken Namens an dieser Stelle — der Daphne, die von Apoll verfolgt, auf der Flucht auf ihr Gebet hin in Lorbeer verwandelt wurde — ist abermals nur Aufleuchten der überall waltenden Wandlung: seit sie lorbeern fühlt, will sie, dass auch du dich wandelst in Wind. Dieser Schwung der Figur, dieser wendende Punkt ist im folgenden Sonett ganz einbezogen in den Doppelbereich: „Sei immer tot in Eurydike — sei ein klingendes Glas, das sich im Klang schon zerschlug.“ Orpheus ist zwar nicht namentlich genannt, aber die Nennung der Eurydike ruft ihn auf als den, der singender, preisender zurücksteigt in den reinen Bezug.

Früher hatte es geheissen: „Mag auch die Spiegelung im Teich oft uns verschwimmen, wisse das Bild.“ — Nun wird es nicht mehr übertragen ausgesagt, nun wird es direkt und ohne Bild genannt: „Sei — und wisse zugleich des Nichtseins Bedingung, den unendlichen Grund deiner innigen Schwingung, dass du sie völlig vollziehst dieses einzige Mal“. — Hier klingt es aus der neunten Elegie herüber: „Einmal gewesen zu sein, wenn auch nur einmal, irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.“ — In der Unwiderrufbarkeit wird das Einmalige mit Ewigkeitsgehalt durchtränkt, als der Ausdruck des Kosmischen im einmaligen irdischen Sichereignen. Die Schlussverse greifen, als Vollzug der innigen Schwin-

gung, auf den Eingang zurück: „Sei allem Abschied voran“, wenn es das Aufgehen im Vorrat der vollen Natur anruft als Sinn und Ziel der Verwandlung: „Zu dem gebrauchten sowohl wie zum dumpfen und stummen Vorrat der vollen Natur, den unsäglichen Summen, zähle dich jubelnd hinzu und vernichte die Zahl“ — das Eingehen in die Anonymität alles Seienden im unendlichen Vorgang. Hier ist das einzige Wunder des Todes und des Lebens beschworen, das Sein und der unendliche Grund, des Nichtseins Bedingung, das Stirb und Werde ist Ereignis geworden im ewigen Vorgang des Lebendigen, — die Urspannung, die sich in allen Polaritäten des Lebens manifestiert. Dessen heisst es inne sein: dann erkennt ihn die Erkennung, und er wird den wendenden Punkt treffen im Schwung der Figur, dass er die innige Schwingung seines Daseins völlig vollziehe dieses einzige Mal. Alles ist weit und nirgends schliesst sich der Kreis.

Damit sind wir bei einem anderen Sonett, in dem die alte Klage vom Nichtverständnissein des Menschen noch einmal aufgenommen wird, wie sie nun im Raum der Rühmung geht:

„Zwischen den Sternen, wie weit; und doch um wie-
[vieles noch weiter,
was man am Hiesigen lernt.

Einer zum Beispiel; ein Kind . . . und ein Nächster,
[ein Zweiter —,

o wie unfasslich entfernt.

Schicksal, es misst uns vielleicht mit des Seienden
[Spanne,

dass es uns fremd erscheint;
denk, wieviel Spannen allein vom Mädchen zum Manne,
wenn es ihn meidet und meint.

Alles ist weit —, und nirgends schliesst sich der Kreis.
Sieh in der Schüssel, auf heiter bereitetem Tische,
seltsam der Fische Gesicht.

Fische sind stumm . . ., meinte man einmal. Wer weiss?
Aber ist nicht am Ende ein Ort, wo man das, was der
[Fische

Sprache wäre, ohne sie spricht?“

Das Nichtverständnis geht nicht nur zwischen dem Menschen und der Natur —, auch von Mensch zu Mensch, — o wie unfasslich entfernt. Nirgends schliesst sich der Kreis. Als setze der Gedanke aus und fliesse nur unterirdisch weiter, kommt er von der Fische Gesicht zu der Fische Sprache und zu dem Ort, wo man vielleicht das, was der Fische Sprache wäre, ohne sie spricht. — Hier hat das Schweigen die Bedeutung des anderen Bezugs. Von den Gräbern der Alysamps, bei Arles heisst es:

„Alle, die man dem Zweifel entreisst,
grüss' ich, die wiedergeöffneten Munde,
die schon wussten, was schweigen heisst.
Wissen wirs, Freunde, wissen wirs nicht?
Beides bildet die zögernde Stunde
in dem menschlichen Angesicht.“

Fische sind stumm, meinte man einmal... Wer weiss? — Wer weiss denn wirklich, was Schweigen heisst, was sich im Schweigen mitteilt und verschweigt? An jenem Ort, wo man das, was der Fische Sprache wäre, ohne sie spricht? Das Doppelbereich klingt wieder an:

„Nur wer mit Toten vom Mohn
ass, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.“

Hinter all dem steht das Schweigen, das — wer weiss? — Mitteilung ist, in deren Vollzug einer und ein Nächster nicht mehr unfasslich entfernt sind; wo nicht mehr Schicksal vorgeht, sondern Leben schlechthin.

Dazu war im „Malte“ gesagt: „Das Schicksal liebt es, Muster und Figuren zu erfinden. Seine Schwierigkeit beruht im Komplizierten. Das Leben selbst aber ist schwer aus Einfachheit.“ — Von hier aus hebt das Sonett an:

„O Trotz Schicksal: die herrlichen Ueberflüsse
unseres Daseins, in Parken übergeschäumt, —
oder als steinerne Männer neben die Schlüsse
hoher Portale, unter Balkone gebäumt!

O die ehrene Glocke, die ihre Keule
fänglich wider den stumpfen Alltag hebt.
Oder die eine, in Karnak, die Säule, die Säule,
die fast ewige Tempel überlebt.

Heute stürzen die Ueberschüsse, dieselben,
nur noch als Eile vorbei, aus dem wagrechten gelben
Tag in die blendend mit Licht übertriebene Nacht.

Aber das Rasen zergeht und lässt keine Spuren.
Kurven des Flugs durch die Luft und die, die sie führen,
keine vielleicht ist umsonst. Doch nur wie gedacht.“

Zu dem Anfang dieses Gedichts „O Trotz Schicksal, die herrlichen Ueberflüsse“ — gibt es eine Entsprechung in einem anderen Sonett aus den Muzoter Orpheustagen, das nicht in den Sonettenkranz aufgenommen worden ist:

„Aber, Ihr Freunde, zum Fest, lasst uns gedenken der Feste,
wenn uns ein eigenes nicht, mitten im Umzug, gelingt.
Seht, sie meinen auch uns, alle der Villa d'Este
spielende Brunnen, wenn auch nicht mehr ein jeglicher
springt.

Wir sind die Erben, trotzdem, dieser gesungenen Gärten;
Freunde, o fasst sie im Ernst, diese besitzende Pflicht.
Was uns als Letzten vielleicht glückliche Götter gewährten,
hat keinen ehrlichen Platz im zerstreuten Verzicht.

Keiner der Götter vergeh. Wir brauchen sie alle und jeden,
jedes gelte uns noch, jedes gestaltete Bild.
Lasst euch, was ruhig geruht, nicht in den Herzen zerreden.

Sind wir auch anders als die, denen noch Feste gelangen,
dieser leistende Strahl, der uns als Stärke entquillt,
ist über grosse, zu uns, Aquädukte gelangen.“

In beiden Gedichten sind alle Elemente vorhanden, nur in verschiedener Art der Verdichtung. Das zweite ist wie aufgelöster in den Bildern, die in Geschehen übergehen; dort ist

es wie statuarisch — die herrlichen Ueberflüsse, in Parke übergeschäumt, die steinernen Männer — die Karyatiden — unter Balkone gebäumt, — und die Säule in Karnak, deren Herrlichkeit ganz darin angerufen und gefeiert ist, in ihrer Unvergleichlichkeit, dass sie zweimal, ohne Beiwort, schlecht-hin genannt ist „in Karnak, die Säule, die Säule“. Das andere Mal sind es die Feste, die gefeierten, und die spielenden Brunnen. Und gegenwändig ist, was aus diesem Vergangenen uns überkommt. Wir sind die Erben trotzdem und haben die besitzende Pflicht und die Götter — wir brauchen sie alle und jeden, und es ist noch dieselbe Kraft — die herrlichen Ueberflüsse — die uns als Stärke entquillt, wie sie über grosse Aquädukte zu uns gegangen ist. Das andere Mal stürzen die herrlichen Ueberflüsse nur noch als Eile vorbei, aber — wer weiss — keine der Kurven des Flugs ist vielleicht umsonst. — An die Gärten der Villa d'Este scheint das andere Sonett anzuschliessen:

„Singe die Gärten, mein Herz, die du nicht kennst; wie
[in Glas

eingegossene Gärten, klar, unerreichbar.
Wasser und Rosen von Ispahan oder Schiras
singe sie selig, preise sie keinem vergleichbar.

Zeige mein Herz, dass du sie niemals entbehrst.
Dass sie dich meinen ihre reifenden Feigen.
Dass du mit ihnen zwischen den blühenden Zweigen
wie zum Gesicht gesteigerten Lüften verkehrst.

Meide den Irrtum, dass es Entbehrungen gebe,
für den geschehnen Entschluss, diesen: zu sein!
Seidener Faden kamst du hinein ins Gewebe.

Welchem der Bilder du auch im Innern geeint bist
(sei es selbst ein Moment aus dem Leben der Pein),
fühl, dass der ganze, der rühmliche Teppich gemeint ist.“

Hier ist die Enthaltung in der äussersten Schweben, wenn es heisst: „Meide den Irrtum, dass es Entbehrungen gebe — Zeige, mein Herz, dass du sie niemals entbehrst!“ Uneigen-

tum wird zum eigensten Besitz. — „So Entzogenes ist am meisten dein“, heisst es an anderer Stelle. „Wir sind frei, wir wurden dort entlassen, wo wir meinten erst begrüsst zu sein.“ — Und zwei Jahre später wird noch einmal das Gleiche in einen Gedichtzyklus eingehen: „Dies ist Besitz, dass uns vorüberflog die Möglichkeit des Glücks. Nein, nicht einmal. Unmöglichkeit sogar . . .“ — Man muss in sich realisieren, was das heisst: dass nicht die Möglichkeit, sondern die Unmöglichkeit des Glücks an uns vorüberflog, — dies ist Besitz: So Entzogenes ist am meisten dein. — Das ist die reine Armut, die in Reichtum umschlägt, von der es vor Jahren, in dem Gedicht „Der Fremde“, hiess: „Und dies alles immer unbegehend hinzulassen . . .“ — Das ist nun zur Erfüllung geworden in so wunderbarer Fülle, dass es zu beglückendem Ueberfluss wurde. Das mündet in die Haltung der Widmungsverse, die er Hans Carossa in die Elegien geschrieben hat:

„Auch noch verlieren ist unser und selbst das Vergessen
hat noch Gestalt im bleibenden Reich der Verwandlung.
Losgelassenes kreist, und sind wir auch selten die Mitte
einem der Kreise, sie zieh'n um uns die heile Figur.“

Das erste und das letzte Sonett des zweiten Teils sind nacheinander entstanden, und zwar ist das erste „Atmen du unsichtbares Gedicht“ als das letzte der Sonette überhaupt niedergeschrieben worden, nachdem eben zuvor das andere „Stiller Freund der vielen Fernen“ geschaffen war. In einer der Anmerkungen, die Rilke gelegentlich den Sonetten mitgab, sagte er, dieses letzte Gedicht sei „an einen Freund Weras“ gerichtet. Nun, wir kennen diesen Freund und so verstehen wir auch den innigen Ton des Selbstgesprächs.

Wie diese beiden Gedichte den zweiten Orpheus-Teil einfassen, sind sie in ihrer gegenseitigen Entsprechung wie eine Schliesse, die ihn zusammenhält. Aber sie sind nicht nur miteinander verbunden, sie stehen auch in einem engen Zusammenhang mit den beiden mittelsten Gedichten dieses Teils: „Wolle die Wandlung“ und „Sei allem Abschied voran“. So ist in der lockeren Fügung dieses Kranzes doch eine enge Verzahnung geschaffen, die den nirgend sich schliessenden

Kreis zusammenfasst, in dem in so bedeutsamer Weise und an den für den Gesamtrhythmus so spürbaren Stellen der Grundklang, über dem die Sonette sich erheben, rein anklingt, wie er eben in diesen Gedichten unmittelbar Wort wird und so das Ganze, indem er es aufteilt, verbindet: Es ist der Daseinsvollzug unter dem Gesetz der Wandlung, wie es aufgeht in den ungeheuren, Leben und Tod überwindenden Notstand, bis er zu seinem letzten, gültigen Wort fähig wurde und einging in jene Reinheit des widerspruchslosen Widerspruchs. Diese vier Gedichte könnte man auffassen als diejenigen Paraphrasen des orphischen Themas, in dem die Melodie am reinsten anklingt.

„Atmen, du unsichtbares Gedicht!
Immerfort um das eigne
Sein rein eingetauschter Weltraum. Gegengewicht,
in dem ich mich rhythmisch ereigne.

Einzig Welle, deren
allmähliches Meer ich bin;
sparsamstes du von allen möglichen Meeren. —
Raumgewinn.

Wie viele von diesen Stellen der Räume waren schon
innen in mir. Manche Winde
sind wie mein Sohn.

Erkennst du mich, Luft, du, voll noch einst meiniger
[Orte?

Du, einmal glatte Rinde,
Rundung und Blatt meiner Worte.“

Hier ist der Bezug am stärksten aufgelöst. Atmen wird Sinnbild für den ewigen Austausch zwischen Mensch und Weltraum als zwei Polen, die einander bedingen sowohl, als auch identisch sind. Das Gegenüber zwischen Mensch und Welt wird rhythmisches Ereignis. Der Atmende ist zugleich er selbst und rein eingetauschter Weltraum. Der Gegensatz, der besteht, wird aufgehoben in die Einheit des Ganzen, die er symbolisch verwirklicht. — Aus der gleichen Wurzel er-
steht das letzte Sonett:

„Stiller Freund der vielen Fernen. fühle,
wie dein Atem noch den Raum vermehrt.
Im Gebälk der finstern Glockenstühle
lass dich läuten. Das, was an dir zehrt,
wird ein Starkes über dieser Nahrung.
Geh in der Verwandlung aus und ein.
Was ist deine leidendste Erfahrung?
Ist dir Trinken bitter, werde Wein.
Sei in dieser Nacht aus Uebermass
Zauberkraft am Kreuzweg deiner Sinne,
ihrer seltsamen Begegnung Sinn.
Und wenn dich das Irdische vergass,
zu der stillen Erde sag: Ich rinne.
Zu dem raschen Wasser sprich: Ich bin.“

Dieser Schluss ist wie der Ertrag kanonischer Weisheit, ent-
rückt in die als Lehre geprägte Spruchform. Alles ist Aus-
tausch, Aufhebung eines im anderen, in der polaren Ent-
sprechung. Hingabe ist Verwandlung, Fortschritt des Ge-
fühls. Das Aufsichnehmen des Leids ist seine Ueberwindung:
Ist dir Trinken bitter, werde Wein. Die Starrheit und Wider-
sprüchlichkeit des Wesens des Menschen löst sich im reinen
Austausch der Kräfte. Das Sich-läuten-lassen im Gebälk der
finsternen Glockenstühle lässt das Zehrende zur Nahrung wer-
den, wie der Atem noch den Raum vermehrt. Im Aus- und
Eingehen in der Verwandlung ist die Entsprechung der stillen
Erde das Rinnen; zu dem raschen Wasser das Sein. Selbst-
bleiben und Eingehen ins All als gleichzeitig einiger Akt ist
Erkennen und Dasein selbst. Der Zwiespalt geht ein in den
Rhythmus und wird darin aufgehoben, wird zu der seltsamen
Begegnung Sinn, wenn er eingeht in der Verwandlung in den
reinen Widerspruch. Alles bleibt in der Schwebung des beben-
den Gleichgewichts — Wissen wir's Freunde, wissen wir's
nicht? — und über allem liegt die unendliche Zuversicht:

„Als die, die wir sind, als die Treibenden,
gelten wir doch bei bleibenden
Kräften als göttlicher Brauch.“

Wir wollen unsere Bemühung um Orpheus nicht zu Ende führen, ohne einen Blick auf das Kommende zu werfen. Gelegentlich ist behauptet worden, die Elegien und Sonette seien das Aeusserste gewesen, was Rilke zu sagen hatte; deshalb sei er nach dieser Erfüllung in das grosse Schweigen eingegangen. Nun, das scheint ein Versuch, sich tröstlich mit dem Gegebenen abzufinden. — Die Lebenswirklichkeit, der verpflichtet er gelebt hat, hat sich noch weiter in Gedichte umgesetzt, die in den Jahren nach der Elegienbeendigung geschrieben sind, und die anzeigen, wie unvergessen es ihm geblieben ist, dass das völlige Durchlittenhaben in einem die Lebensganzheit bestätigenden Einsehen zu Ende gekommen war, das fortwirkte in ihm und ihn zu zustimmender Haltung aus seinem Innersten vermochte. — Das Eingelassensein in den lebendigen Fluss des Lebensgeschehens, verwehrte ihm das geruhsame Verharren bei einem Erreichten. Und so schlägt sich in einzelnen seiner Gedichte das Innesein nieder, dass das, was ihm die Doppelleistung der Elegien und Sonette gewährt hatte, keine unüberbietbare Erfüllung war, sondern ein weitertragender Auftrag, kein Ende sondern ein Anfang: dass er darin nur erst die Summe gezogen hatte von dem Erleidnis menschlichen Lebendseins in der Haltung hinnehmenden Ertragens, dass aber hier die Aufgabe sich auferlegte, die Möglichkeit sich auftat, in der Unbeirrtheit seines reinen Einsehens dem Lebensgeschehen in seiner Vollzähligkeit die Frage nach dem Sinn menschlicher Eigentlichkeit neu zu stellen. In seinem Nachlass fanden sich die Verse aus dem Jahre 1924:

„Da dich das geflügelte Entzücken
über manchen frühen Abgrund trug,
baue jetzt der unerhörten Brücken
kühn berechenbaren Bug.

Wunder ist nicht nur im unerklärten
Ueberstehen der Gefahr;
erst in einer klaren reingewährten
Leistung wird das Wunder wunderbar.

Mitzuwirken ist nicht Ueberhebung
an dem unbeschreiblichen Bezug,
immer inniger wird die Verwebung,
nur Getragensein ist nicht genug.

Deine ausgeübten Kräfte spanne,
bis sie reichen zwischen zweien
Widersprüchen . . . Denn im Manne
will der Gott beraten sein.“

Die Worte lassen ahnen, wie drängend er die Aufgabe fühlte, sich über das in dem geflügelten Entzücken Erreichte hinaus zusammenzufassen; die Richtung aber, in die es ihn drängte, lässt sich ahnen an der Schlusstrophe: „Deine ausgeübten Kräfte spanne, bis sie reichen zwischen zweien Widersprüchen . . . Denn im Manne will der Gott beraten sein.“ — Die gleiche Bereitschaft klingt auf in Versen vom Dezember 1925:

„Schlag an die Erde: sie klingt stumpf und erden,
gedämpft und eingehüllt von unsern Zwecken.
Schlag an den Stern: er wird sich dir entdecken!“

Im Jahre 1924 schenkte ihm die Frühjahrszeit zu seiner eigenen staunenden und beglückenden Ueberraschung die französischen Gedichte, die Quatrains Valaisans und die Vergers, diese Fruchtgärten in der geliehenen Sprache, in denen er mit leichtester Hand oft die schwersten Dinge aufhebt, im Gleichgewicht seines Aufgerichtetseins vom Innersten her. In seinen deutschen Gedichten ist derselbe reine Klang von Lebensverbundenheit und dankbarer Lebensstimmung. Hier ist nichts von tröstlicher Konzilianz. Trotz der Schwerelosigkeit, trotz der schwebenden Heiterkeit, die viele dieser Gedichte auszeichnet, sind sie noch eine Schwebung unerbittlicher, dem tragischen Grund des Menschlichen verpflichteteter als die Orpheus-Sonette, deren Grundklang sie weiterführen. Die Enthaltbarkeit grosser Verzichte ist aus einem so reinen Einsehen erwachsen, dass sie noch unwillkürlicher scheinen in einer wie in sommerlicher Schwermut reifen Verklärung.

Aus den Februartagen 1924 stammen die Entwürfe aus zwei Winterabenden, eine Folge von Versgebilden, in denen in erinnernden Bildern aus dem Grenzstreif zwischen Kindsein und Jugend die das ganze Leben durchströmende Fülle eines damals Ereigneten und doch nicht in Besitz Genommenen gefeiert wird. Es ist das innige Einsehen, wie sehr die Nichterfüllung, wenn sie nur ganz geleistet ist, zum Reichtum werden kann:

„Alles, was du versprachst,
hat sie gehalten,
seit du das Herz mir erbrachtst
ohne Gewalten.“

Es ist erschmerztes Innesein, das für das ganze Leben benadet hat:

„Denn der Gott, der Partnerin verschwiegen,
fühlte sich in diesem Kinde ganz,
da er in des Knaben Unterliegen
gründete das Ueberstehn des Manns.“

Aus der ergriffenen, niemals verleugneten Fülle, aus dem Einsehen: „Alles ist Ueberfluss!“ — kommt der leuchtende Glanz der Frühlingsgedichte, die den Frühling nach der winterlichen Entbehrung in dem treibenden Kräftesteigen in hingebener Mitfreude miterleben. — Aus diesem Eingestimmtsein entstehen ein paar Liebeslieder, randvoll in verhaltener Beglückung und in überströmendem Dank.

Wie unerbittlich ernst es ihm war, dem geflügelten Entzücken zu entsagen, klingt aus den französischen Versen: „Disgrace Divine“, in denen er der Vieldeutigkeit seines sagenden Munds misstraut und sich verpflichtet, dass fürder nur Härte und Bitternis unter zahllosen Schlägen tönen werde: „ . . . denn ich bin der Hammer und ihr seid der Amboss, — aber kein Eisen mehr zu schmieden zwischen uns.“ Das ist ein Anklang an die Worte: „Schlag an die Erde . . . schlag an den Stern . . .“

Damals entstanden die Worte unerbittlichen Ringens, eigenen Daseins und Soseins: „Halten wir uns dem Wandel zwischen die Zähne, dass er uns völlig begreift in sein schauendes Haupt.“

All das sind Spuren, die in ein Künftiges weisen, die eine Strömung verraten, die ihn weitertragen wollte, hinaus über das in der Doppelleistung der Sonette und Elegien Erreichte, das weiterringend an Härte und Bitternis schlug, um dem Lebendigen einen Sinn seines Soseins zu entreissen in dem Vertrauen, das sich im Herbst 1924 in die Worte gab: „Was unser Geist der Wirrnis abgewinnt, kommt irgendwann Lebendigem zugute . . .“

In diesem Sinn ist das letzte von ihm überlieferte Gedicht, das er am 10. August 1926 geschrieben hat, Rechenschaft und Vermächtnis in einem. Fünf sechszeilige Strophen schliessen an den Vers eines Gedichts des Grafen Lanckoronski an: „Nicht Geist, nicht Inbrunst wollen wir entbehren . . .“ und geben Rechenschaft von seiner Haltung, in der er den Auftrag seines Dichterseins als Wortwerdung seines Lebenserfahrens verwirklicht hat, im Alloffensein jedem Leisesten in der unendlichen Bewegtheit des Lebensgeschehens, „und müssen doch Gewaltigstem zugleich gewachsen sein,“ — auch noch dem Gang der Sterne, dem unendlichen, noch unerfahrbaren kosmischen Urgrund des sich darlebenden Lebendigen. Das ist das Allumfassen des Wächteramts derer, die dort, „wo die andern wirr und wimmernd klagen“, — „der Schläge Rhythmen sagen“ müssen. In einer in ferne Zukunft weisenden Prophetie klingen diese letzten Verse seines Werkes aus: aus solchem Wachen und Sagen der dazu Erwählten wird seinerzeit der Welt ein neues Mass gegeben sein:

„Nicht Geist, nicht Inbrunst wollen wir entbehren:
eins durch das andre lebend zu vermehren,
sind wir bestimmt, und manche sind erwählt,
in diesem Streit ein Reinstes zu erreichen;
wach und geübt, erkennen sie die Zeichen,
die Hand ist leicht, das Werkzeug ist gestählt.

Das Leiseste darf ihnen nicht entgehen,
sie müssen jeden Ausschlagswinkel sehen,
zu dem der Zeiger sich kaum merklich rührt,
und müssen gleichsam mit den Augenlidern
des leichten Falters Flügelschlag erwidern,
und müssen spüren, was die Blume spürt.

Zerstörbar sind sie, wie die andern Wesen,
und müssen doch (sie wären nicht erlesen!)
Gewaltigstem zugleich gewachsen sein.
Und wo die andern wirr und wimmernd klagen,
da müssen sie der Schläge Rhythmen sagen
und in sich selbst erfahren sie den Stein.

Sie müssen dastehn wie der Hirt, der dauert;
von ferne kann es scheinen, dass er trauert,
im Näherkommen fühlt man, wie er wacht.
Und wie für ihn der Gang der Sterne laut ist,
muss ihnen nah sein, wie es ihm vertraut ist,
was schweigend steigt und wandelt in der Nacht.

Im Schlafe selbst noch bleiben sie die Wächter:
aus Traum und Sein, aus Schluchzen und Gelächter
fügt sich ein Sinn . . . Und überwältigt sie's,
und stürzen sie ins Knien vor Tod und Leben,
so ist der Welt ein neues Mass gegeben
mit diesem rechten Winkel ihres Knies.“

„Hiersein ist herrlich“

Zwanzig Jahre sind es her, dass Rilke an seinem fünfzigsten Geburtstag den getreuen Freunden Katharina und Anton Kippenberg als Dank für die herztätige Weise, in der sie seinen stillen Festtag aus der Ferne mitbegangen hatten, ein paar Verse aufschrieb, vergessene, die er kurz zuvor in einem Taschenheft mit ersten Niederschriften der Orpheus-Sonette gefunden hatte. „Ich schreibe sie Euch ab, denn das wünsch ich mir ungefähr, dass diese (hier, auf Muzot, errungene) Verfassung, die sie ausdrücken, immer gültiger und dauernder die meine bleiben möchte.“ — Diese Verse lauten:

„Neigung: wahrhaftes Wort. Dass wir jede empfinden,
nicht nur die neue, die uns ein Herz noch verschweigt;
wenn sich ein Hügel langsam mit sanften Geländen
zu der empfänglichen Wiese neigt:
sei uns auch dieses u n s e r. Sei uns vermehrlich.
Oder des Vogels reichlicher Flug
schenke uns Herzraum, mache uns Zukunft entbehrlich.
Alles ist Ueberfluss. Denn genug
war es schon damals, als uns die Kindheit bestürzte
mit unendlichem Dasein. Damals schon
war es zuviel. Wie sollten wir jemals Verkürzte
oder Betrogene sein: wir, mit jeglichem Lohn
schon Ueberbelohnten. . . .“

Diese Verse, zwischen den Orpheus-Sonetten entstanden, sind Ausdruck jener Verfassung, die damals so ganz überhand nahm und seitdem immer gültiger geworden war: „Alles

wird Weinberg, alles wird Traube in seinem fühlenden Süden gereift“; — das staunende Innesein und der überströmende Dank, „so reich zu sein in seiner Armut Sieg“.

Schon vor Jahren hatte ihm das als Ziel vorgeschwebt: „Und dies alles immer unbegehrend hinzulassen, schien ihm mehr als seines Lebens Lust, Besitz und Ruhm“ —, und dann hatte er es so lange und trotz allen innigen Bemühens doch immer nicht zu leisten vermocht. Nun aber war es wirklich geworden, diese Verfassung des Herzens war endgültig die seine, und dass sie es bleibe war der drängende Wunsch für sein ferneres Leben. Das Opfer — jenes einzigartige, letzte, menscheitsentscheidende Opfer: „Verkaufe alles was du hast“ — hatte er wirklich gebracht, und die völlige, die wahre Armut, die nichts begehrt, war ihm — in der paradoxen Erfüllung des „reinen Widerspruchs“ — zu überwältigender Fülle unerschöpflicher Begnadung durch das Leben geworden.

Ein langer und schwerer Weg war es dahin gewesen; Gedichte und Briefe bezeichnen die Stationen dieses Weges, auf dem er sich hingefunden hatte zu der Ganzheit des Lebens, — darüber aber „stünde als Instanz, was ich nie vergesse, das einige Wunder des Lebens und des Todes“. Jetzt war es nicht mehr der „eigene Tod“, den er „reifte“, (wie im „Stundenbuch“ und in den Gedichten der früheren Zeit), nun war es das unenträselbare Rätsel des Lebendigen mit allem Glück und mit allem Leid, das er als das einige Wunder bejahte, dem er vorbehaltlos zustimmte als dem Einem, das nottat und das ihm aufgetragen war. Ohne Auswahl und Ablehnung war diese Zustimmung; „nicht das Rühmen des Guten — das Ganze! Und dies: nicht mehr meinen, wo man bewundern sollte!“ (Erinnerung in Verhaeren.) Aus dieser Haltung stammen die Verse der Orpheus-Sonette:

„Meide den Irrtum, dass es Entbehrungen gebe
für den geschehnen Entschluss, diesen: zu sein!
Seidener Faden kamst du hinein ins Gewebe.
Welchem der Bilder du auch im Innern geeint bist,
(sei es selbst ein Moment aus dem Leben der **Pein**),
fühl, dass der ganze, der rühmliche Teppich gemeint ist.“

Das ist volle und durch nichts eingeschränkte Schicksalsbereitschaft, dass selbst „ein Leben der Pein“ am Innesein der Herrlichkeit des Lebens nicht irre machen kann; dass alles Ueberfluss ist, und man sich die Weiten und Möglichkeiten des Lebens gar nicht unerschöpflich genug denken kann. Darum hat er sich gemüht und es war ihm nicht leichter Hand geschenkt worden.

„Wie wunderbar“, schreibt er einmal, „nicht wahr, wie unerschöpflich wunderbar ist der Mensch . . . und was könnte aus ihm geworden sein ohne die böswilligen Wirrungen und Hemmungen, die Menschen einander gegenseitig bereiten. Oh, es müsste ihm nicht immer gut gehen . . . es gäbe immer zu verlieren, bis in die ungeheuersten Verluste Himmels und der Erde —, aber wenn der Mensch wenigstens immer auf das reine Leid angewiesen bliebe, auf das unkleinliche und nicht zuletzt überflüssige, was müsste nicht längst aus ihm geworden sein!“

Rilke hat es unausweichlich erlebt, wie unabdingbar das Leidgeheimnis dazugehört zu der Ganzheit des Lebendigen. „Göttliche Güte ist unbeschreiblich an göttliche Härte gebunden“, und der Abgrund des Leids ist ihm voll vom Dunkel Gottes. „Gesegneter Augenblick des inneren Daseins, da wir uns entscheiden, da wir uns verpflichten, mit allen Kräften und unbeirrbar das zu lieben, was wir am meisten fürchten, weil es, an unserem Mass gemessen, uns allzusehr leiden gemacht hat, . . . dass das schmerzlichste Ereignis unseres Lebens auch sein grösstes gewesen ist.“

Ausdruck dieser der irdischen Welt in all ihren Wirklichkeiten unendlich zugekehrten Gesinnung ist das ekstatische Bekenntnis der siebenten Elegie: „Hiersein ist herrlich“. Die Tatsache, als Lebendseiender das Leben zu erfahren mit aller Inbrunst in der ungeheuren Spannung seiner herrlichen Höhen und des furchtbaren Abgrunds — das ist der Notstand menschlichen Seins, wie er sich in den Sonetten und Elegien verlautbart und eingeht in den Leben und Tod überwindenden „reinen Widerspruch“.

Ein Jahr nach dem fünfzigsten Geburtstag war Rilke ein todkranker Mann und ist am 29. Dezember 1926 gestorben. „Jedes Unwohl- und innerlich Unheilsein“, hatte er einmal geschrieben, „gibt mir den Antrieb, mich zu verstecken und zu verkriechen, den ich immer bei Tieren so gut begriff, die sich vom Leben und denen, die es mit Freude und Leichtigkeit treiben, abwenden, wo sie selbst nicht mitmachen können.“ So verbrachte er die letzten Wochen seines Lebens in einem Sanatorium, wo er ausser dem behandelnden Arzt und der Pflegerin niemand zu sich liess als die ihm nahesten Freundin seiner letzten Jahre. Er hat in dieser Krankenzeit ungeheure körperliche Qualen gelitten; in den wenigen Briefen, die er noch schrieb, spricht er von den „grausamsten, im ganzen Körper versprengten Vorgängen“, — „Tag und Nacht: . . . die Hölle! Man wird sie kennengelernt haben!“ — Und doch fand er noch in solchen Höllen der Qualen, in einer der lichten Leidpausen, die Kraft, die Freundin, die dieses Grauenhafte mitfühlend miterlebte, zu mahnen: „Vergessen Sie nie, Liebe, das Leben ist eine Herrlichkeit!“ — So göltig und dauernd war die Verfassung des Dankes in seinem Herzen geblieben, dass auch der Tod in seiner grausamsten Form, in der er ihn erlitt, ihn nicht irremachen konnte an der Güte und Fülle und Zugeneigtheit des Daseins. In dieser Haltung hat der Dichter sich selbst und seinem uneingeschränkten Bekenntnis zum Leben bis in sein schweres Sterben die Treue gehalten.

Inhalt

1. Rilkes Vermächtnis für unsere Zeit
Vortrag, September 1945 7
 2. Anmerkungen zu einem Beileidsbrief
Studie, April 1940 32
 3. Späte Gedichte und Orpheus
Vortrag, Februar 1946 43
 4. „Hiersein ist herrlich“
Zu R. M. Rilkes 70. Geburtstag, 4. 12. 1945 71
-

Die Vorträge sind gedruckt im Wortlaut, in dem sie gesprochen worden sind.

Die unveröffentlichten Stellen aus Briefen und Tagebüchern aus dem Rilke-Archiv sind abgedruckt mit der gütigen Erlaubnis des Insel-Verlages und der Erbin von Rilkes Nachlass, Frau Ruth Sieber-Rilke, der ich an dieser Stelle für die weitgehende und verständnisvolle Unterstützung, die sie und ihr verstorbener Gatte, Dr. Carl Sieber, seit Jahren meinen Bemühungen um Rilke entgegenbrachten, meinen verbindlichen Dank ausspreche.

DEN UMSCHLAG GESTALTETE HERBERT BRÜCKNER

2. Auflage

Copyright 1946 by Hermann Hübener Verlag,
Berlin und Buxtehude

Printed in Germany / All rights reserved

Druck: Carl Kühn & Söhne A.-G.,
Berlin SW 61, Franz-Mehring-Straße 82

2. 1947. 5000.

69.3.12
27.11.66
26.3.65
21.3.66
16.12.67

5X421

Freie Universität Berlin



3868204/188



h



Freie Universität



Berlin

xrite

100mm

colorchecker CLASSIC

